XIV. Jahrg. Berlin, den 14. Juli 1906. Nr. 41.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Seite

Bußgang 39
Fritz von Preußen. Von Karl Lamprecht 51
Unternehmerverbände. Von Max Jänecke 57
Mukden. Von Konstantin Alexandrowitsch Kowalskij 61
Die Dämonen. Von Moeller van den Bruck 66
Devisen. Von Ladon 69
Notizbuch 73

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1906.

Die **Hypotheken-Abteilung** des

Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässem Zinsfusse nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9—4 Uhr.

Carlton Hotel & Astoria

Restaurant

früher Kons

Berlin

Unter den Linden 32

Regie des Tabacs de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der

Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie

bieten die **absolute Garantie der Echtheit.**

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.

Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

Hervorragendes Tafel- und Gesundheits-Wasser

Namedy Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft" durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämmtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Zukunft.

Berlin, den 14. Juli 1906.

Bußgang.

Wieder kam ein Gedenktag; kein mit heiterem Auge zu grüßender. In den Sommermonaten des Jahres 1806 wüthete Napoleon beinahe Tag vor Tag gegen Oesterreich; und oft erniederte der Zorn sich zu kleinlicher Chicane. An Eugen, den Vicekönig von Italien und Schwiegersohn Maxens von Bayern, schrieb der Stiefvater: „Ich kann nicht dulden, daß in meinen Staaten ein österreichischer Agent sich Polizeirechte anmaßt. Wenn einer passiren will, ist er aufzuhalten und ihm zu sagen, daß die österreichische Regirung, sobald sie in meinem Gebiet Polizeigeschichten habe, sich an meinen Minister des Auswärtigen wenden soll, der sich darüber dann mit meinem Polizeiminister verständigen wird." Das ging noch. Bald regte der Korse sich um winzigeren Gegenstand. Fünf Venezianerinnen waren vom wiener Hof zu Sternkreuzdamen ernannt worden. Aus Saint-Cloud an Eugen: „Den fünf Damen ist mitzutheilen, daß sie keinen österreichischen Orden tragen dürfen. Niemand im ganzen Königreich, so will ich, darf einen tragen. Dieses Verbot ist unwiderruflich. Die Damen haben das Sternkreuz zurückzuschicken. Die Kaiserin müßte wissen, daß in meinen Ländern nicht eine Auszeichnung ohne meine Erlaubniß verliehen werden kann. Keiner meiner italienischen Unterthanen hat das Recht, fremde Orden zu tragen. Wenn diese Orden während der Zeit, wo Oesterreich in Venedig herrschte, verliehen worden wären, würde ich nichts darüber sagen; als ungehörig muß ich rügen, daß sie nach dem Friedensschluß verliehen wurden." Die Vormacht des Deutschen Reiches sollte die Zuchtruthe fühlen. Gegen Preußen, dachte er damals, genügen die bequemeren Mittel höflichen Truges. Später schrieb er an Talleyrand: „Das Haus Oesterreich vermag gegen mich nichts zu unternehmen. Rußland und Preußen sind durch Haß

und Eifersucht getrennt. Die Wunden von Austerlitz bluten noch. Der Gedanke, Preußen könne allein Etwas gegen mich wagen, scheint mir lächerlich und keiner Erörterung werth. Ein wirkliches Bündniß kann ich mit keiner der europäischen Großmächte haben. Das mit Preußen abgeschlossene beruht nur auf der Furcht. Das Ministerium ist dort so verächtlich, der König so charakterlos und sein Hof so völlig von der Abenteuersucht junger Offiziere beherrscht, daß auf diese Macht nicht zu zählen ist. Zwei Aufgaben beschäftigen mich. Erstens muß ich Preußen beruhigen, es mit den bequemsten Mitteln wieder in den Zustand stiller Bescheidenheit zurückbringen, in dem es früher lebte. Zweitens muß ich meine deutschen Heere mit allen Kräften an Personal und Material stärken. Doch diese beiden Maßregeln widersprechen einander. Wenn man die Truppen, die ich habe, fürchtet, wird man auch die fürchten, die ich schicken werde. Die Abrüstung Preußens muß also nicht nur von der Zuversicht, sondern auch von der Furcht geboten sein. Furcht spricht die in diesem Land verständlichste Sprache; sie ist das einzige Vehikel, das diesen Staat in Bewegung setzt." So redete und dachte der Kondottiere damals über die Länder Maria Thereziens und Fritzens. Die rechte Hand schwang über Habsburg die Knute; die linke dünkte ihn stark genug, Preußen im Zaum zu halten. Frevler Uebermuth scheint es uns. Konnte es aber den Zeitgenossen des Mannes nicht scheinen, dem die Sonne von Austerlitz geleuchtet hatte, dem deutsche Fürsten hündisch huldigten und dessen erstem Wink schon gelungen war, Deutsche gegen Deutsche zu waffnen. Bonaparte mußte im Hochsommer 1806 Deutschland verachten. Schon stand er am Ziel: er hatte den Rheinbund zum Abschluß gebracht.

Am zwölften Juli 1806. In seinem Buch über den Freiherrn vom Stein sagt Professor Max Lehmann: „Preußen schwankte, einem wracken Schiffe vergleichbar, das jedem Luftzug und jeder Strömung nachgiebt, zwischen den großen Mächten hin und her. Keine fürchtete es, keine achtete es. Der französische Kaiser, der Oesterreich eine militärische, Preußen eine diplomatische Niederlage sondergleichen beigebracht hatte, glaubte, jeder Rücksichtnahme auf die beiden Mächte, von denen Stein die Rettung Deutschlands erwartet hatte, entledigt zu sein. Er riß das ‚dritte Deutschland', das er 1802 und 1803 emporgebracht hatte, vom Reich los, indem er es am zwölften Juli 1806 zu einer Konfoederation unter seinem Protektorat, dem Rheinbund, vereinigte. Von dem Bündnißrecht, das einst der Westfälische Friede den Reichsständen verbürgt hatte, machten diese Fürsten des oberen Deutschlands jetzt den äußersten Gebrauch, indem sie über den Vorbehalt des Reichsgrundgesetzes hinwegschritten und sich mit dem Ausland gegen Kaiser und Reich verbündeten. Nichts blieb dem Kaiser übrig, als die Krone des Reiches niederzulegen. Das Grundgesetz des neuen

deutsch-französischen Bundes sprach seinen Königen und Fürsten die Souverainetät über die Güter der Reichsritterschaft zu; und die Herzöge von Nassau säumten nicht, von dieser Vollmacht auch gegenüber den Besitzungen der Freiherren vom Stein Gebrauch zu machen. Nun war es also doch geschehen, wogegen Stein sich so heftig gesträubt hatte. Die Reichsunmittelbarkeit seines Geschlechtes bestand nicht mehr, sein kleines Territorium war weder mit Preußen noch mit Oesterreich vereinigt, es half vielmehr die Kräfte eines Gemeinwesens verstärken, das im Bunde mit dem Auslande stand. Eine Wendung, an sich ausreichend, um den tiefen, unauslöschlichen Haß zu erklären, den er gegen den Rheinbund gehegt hat. Dazu die durch Napoleons Schergen bewirkte Vernichtung von Kaiser und Reich. Alles, was er von Jugend auf als heilig und ehrwürdig anzusehen gewöhnt worden war, sank dahin. Ihm mußte zu Muth sein, als sei das schirmende Dach, unter dem er gehaust, zusammengebrochen."

Heinrich Treitschke wetterte lauter: „Nicht im Bunde mit Oesterreich und Preußen, sondern unabhängig von Beiden und im Gegensatze zu ihnen, sollte Frankreichs alter Schützling, la troisième Allemagne, sich politisch gestalten. Eine phantastische Denkschrift Dalbergs, die von der Wiederherstellung des Karolingerreiches, von der Verjüngung der ehrenwerthen deutschen Nation redete, und eine kurze, ergebnißlose Vorverhandlung mit den größeren süddeutschen Staaten in München überzeugten den Imperator, wie schwer es hielt, diese deutschen Köpfe unter einen Hut zu bringen; darum beschloß er, ihnen die neue Ordnung kurzerhand aufzuerlegen, wie einst Karl der Fünfte die Fürsten Italiens durch halb erzwungene Verträge an sich gekettet hatte. Er wußte, daß er den Höfen der Mittelstaaten Alles zumuthen durfte, wenn er ihnen einen neuen Beutezug gegen ihre kleinen Mitstände gestattete. Sein Entschluß war gefaßt: ‚Es liegt in der Natur der heutigen Verhältnisse, daß die kleinen Fürsten vernichtet werden.' Schon erhob sich über den Trümmern der alten Staatengesellschaft das neue Foederativsystem: die Sonnennation Frankreich umgeben von Trabantenstaaten. Für den Deutschen Bund, der die Reihe dieser Trabantenvölker zu verstärken bestimmt war, rechnete er zunächst auf die vier süddeutschen Mittelstaaten und auf das neue niederrheinische Großherzogthum Joachim Murats; von den kleineren dachte er nur wenige zu schonen, die sich durch Unterthänigkeit oder hohe Verwandtschaft empfahlen ... In Napoleons Kabinet gelangte die Verfassung des Rheinbundes zum Abschluß; mit keinem der deutschen Höfe wurden Unterhandlungen geführt; selbst von den Gesandten in Paris erhielten nur vier die Urkunde zum Lesen, bevor Talleyrand am zwölften Juli die Getreuen zur Sitzung berief. Hier hielt er ihnen ihre hilflose Lage vor; wie sie als Rebellen gegen

das Reich nicht mehr auf halbem Weg stehen bleiben dürften. Dann wurde die Urkunde ohne jede Berathung angenommen. Der rheinische Bund Ludwigs des Vierzehnten lebte wieder auf, in ungleich stärkeren Formen. Sechzehn deutsche Fürsten sagten sich vom Reich los, erklärten sich selbst für souverain, jedes Gesetz des altehrwürdigen nationalen Gemeinwesens für nichtig und wirkunglos; sie erkannten Napoleon als ihren Protektor an und stellten ihm für jeden Festlandskrieg Frankreichs ein Heer von dreiundsechzigtausend Mann zur Verfügung. Unbedingte Unterwerfung in Sachen der europäischen Politik und ebenso unbeschränkte Souverainetät im Inneren: Das waren die beiden aus gründlicher Kenntniß des deutschen Fürstenstandes geschöpften leitenden Gedanken der Rheinbundsverfassung. Die Höfe ertrugen die Unterwerfung, weil sie, eingepreßt zwischen Oesterreich und Frankreich, eines Schutzes bedurften und auf neue Geschenke napoleonischer Gnade hofften; einige trösteten sich wohl insgeheim mit dem Gedanken, die französische Uebermacht werde nicht ewig dauern; die Souverainetät aber hielten sie sämmtlich fest als einen Schatz für alle Zeiten. Der deutsche Partikularismus trat in seiner Sünden Blüthe. Napoleon versagte sichs nicht, in einem Brief an Dalberg an den uralten Landesverrath der deutschen Kleinfürsten höhnisch zu erinnern; er nannte die Politik des Rheinbundes konservativ, denn sie stelle nur von Rechtes wegen ein Schutzverhältniß her, das in der That schon seit mehreren Jahrhunderten bestanden habe . . . Das verheißene Fundamentalstatut des Rheinbundes ist nie erschienen, der Bundestag mit seinen zwei Räthen nie zusammengetreten; diesem Werk der rohen Gewalt fehlte von Haus aus die Fähigkeit rechtlicher Weiterbildung. Dem Protektor, der schon seinem zahmen Gesetzgebenden Körper in Paris ein muthwilliges ‚Vous chicanez le pouvoir!‘ zugerufen hatte, lag wenig daran, auch noch durch die schwerfälligen Berathungen eines rheinischen Bundestages belästigt zu werden; ihm genügte, daß er jetzt mit den deutschen Regimentern vom linken Rheinufer an hundertfünfzigtausend deutsche Soldaten unter seinem Befehl hielt. Die beiden Könige des Rheinbundes aber verhehlten nicht ihren Widerwillen gegen jede bündische Unterordnung und verwarfen kurzweg all die Pläne für den Ausbau des Bundes, welche der neue Fürstprimas Dalberg mit unerschöpflicher Begeisterung entwarf. Das Bundesgebiet erstreckte sich vom Inn bis zum Rhein über den ganzen Südwesten, reichte dann nordwärts bis tief nach Westfalen hinein, den preußischen Staat und seine kleinen Verbündeten in weitem Bogen umklammernd; und der Artikel 39 der Rheinbundsakte kündete bereits drohend an, daß auch anderen deutschen Staaten der Eintritt vorbehalten bleibe... Die alte Begehrlichkeit der habsburgischen Dynastenpo-

litik wollte selbst in diesen finsteren Tagen, da eine tausendjährige Geschichte ihren tragischen Abschluß fand, nicht zur Ruhe gelangen. Wie seine Ahnen den Besitz des Kaiserthrones immer nur als ein Mittel zur Vermehrung ihrer Hausmacht angesehen hatten, so dachte Kaiser Franz, auch die Niederlegung der Krone noch zu einem einträglichen Handelsgeschäft zu machen. Graf Metternich sollte nach Paris eilen, um dort ‚die Kaiserwürde recht hoch anzurechnen und keine Abneigung zur Abtretung der gedachten Würde, vielmehr eine Bereitwilligkeit hierzu, jedoch nur gegen große für meine Monarchie zu erhaltende Vortheile, merken zu lassen'. Mit solchen Gesinnungen nahm der letzte römisch-deutsche Kaiser Abschied von dem Purpur der Salier und der Staufer. Die Politik des Hauses Oesterreich bekannte endlich mit dürren Worten, wie sie zu Deutschland stand. Aber das geplante Handelsgeschäft mißlang. Als Metternich in Paris eintraf, war die Rheinbundsakte bereits abgeschlossen. Der Deutsche Kaiser stand der vollendeten Thatsache gegenüber und mußte noch erleben, daß in Regensburg Napoleon und seine Vasallen die förmliche Aufhebung des Reiches aussprachen. Am ersten August erklärten acht Gesandte im Namen der rheinbündischen Fürsten, daß ihre durchlauchtigen Herren es ‚ihrer Würde und der Reinheit ihrer Zwecke angemessen' fänden, sich feierlich loszusagen von dem Heiligen Reich, das in der That schon aufgelöst sei; sie stellten sich unter ‚den mächtigen Schutz des Monarchen, dessen Absichten sich stets mit den wahren Interessen Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben'. Durch ein kühl und farblos gehaltenes Manifest vom sechsten August legte Kaiser Franz die deutsche Krone nieder und erklärte zugleich, dem Recht zuwider, ‚das reichsoberhauptliche Amt und Würde' für erloschen, sein Kaiserthum Oesterreich für ledig aller Reichspflichten.... Die Nation blieb stumm und kalt; erst als sie die Schmach der kaiserlosen Zeit von Grund aus gekostet hatte, ist der Traum von Kaiser und Reich in deutschen Herzen wieder lebendig geworden." So grollte der Preuße aus Sachsen.

Nach dem deutschen ein französischer Zeuge. Talleyrand sagt in seinen (vom Herzog von Broglie herausgegebenen) Mémoires: „Die Auflösung des Deutschen Reiches hatte eigentlich schon der presburger Vertrag bewirkt, da er die Kurfürsten von Bayern und Württemberg zu Königen, den Kurfürst von Baden zum Großherzog gemacht hatte. Vollendet wurde diese Auflösung durch die Rheinbundsakte, die viele kleine Staaten das Leben kostete; der Rezeß von 1803 hatte sie geschont und ich versuchte nun noch einmal, sie zu retten. Nur bei einer kleinen Zahl gelang mirs; die Häupter des Bundes wollten die Akte nur annehmen, wenn sie ihnen Besitzzuwachs brachte. Murat, einer der Schwäger Napoleons, war, als souverainer Herr der Län-

der von Kleve und Berg, Mitglied des Rheinbundes. Statt des Titels Großherzog erhielt er später den eines Königs; wenn er ihn nie erhalten hätte, wärs für ihn besser gewesen. Während der König von Preußen durch die Besetzung Hannovers mit England in Streit gerieth, plante man in London eine Verständigung mit Frankreich. Pitt war tot; und Fox, der durch sein Talent, trotz der Antipathie des Königs, die Leitung der internationalen Politik erlangt hatte, haßte zwar mehr als irgend ein Anderer die drückende napoleonische Herrschaft, mußte sich aber zu einer friedlichen Demonstration entschließen. That ers nur, um zu zeigen, daß zwischen seinem Handeln und den Reden, die er Jahre lang als Führer der Opposition gehalten hatte, kein Widerspruch zu finden war, oder sehnte er sich wirklich nach Frieden? Er schrieb mir, ein Verschwörer habe ihm die Absicht enthüllt, auf die Person des Kaisers (in seinem Brief sprach Fox nur vom chef des Français) ein Attentat zu machen. Gern und eifrig ergriff ich die Gelegenheit, dankte ihm im Namen des Kaisers und zeigte ihm die freundlichste Stimmung. Darauf folgten politische Verhandlungen, die Lord Yarmouth gut begann, die durch den auf Grenvilles Wunsch zugezogenen Lord Lauderdale aber verdorben wurden und England eine über die britischen Aspirationen hinausgehende Rache an Preußen brachten. Der Friede zwischen England und Frankreich war moralisch unmöglich, wenn Hannover nicht zurückgegeben wurde; da Napoleon über dieses Land aber verfügt hatte (gegen Aequivalente, über die er eben so verfügen zu dürfen glaubte), war auch die Rückgabe moralisch unmöglich. Doch der Kaiser nahm stets nur solche Schwierigkeiten ernst, die nicht gewaltsam zu überwinden waren. Weshalb sollte die Rückgabe nicht eine Basis des zu erreichenden Abkommens werden? Er zauderte nicht. Preußen, sagte er sich, hat aus Furcht Hannover angenommen und wird es aus Furcht wieder hergeben; die Aequivalente, die Preußen geliefert hat (Ansbach, Kleve, Neuenburg), ersetze ich ihm durch Versprechungen: der Eitelkeit des Ministeriums werden, dem Lande müssen sie genügen. Diese Perfidie konnte den Preußen nicht lange verborgen bleiben; die Engländer hatten ein Interesse daran, sie ihnen zu entschleiern. Und eine neue stand ihnen bevor. Napoleon hatte in Wien und Paris dem Grafen Haugwitz (Preußens Minister der Auswärtigen Angelegenheiten) von der Absicht gesprochen, die deutsche Reichsgemeinschaft aufzulösen und an ihre Stelle zwei Konfoederationen zu setzen: eine südliche und eine nördliche. Nur auf die südliche, sagte der Kaiser, wolle er Einfluß haben; an die Spitze der nördlichen solle Preußen treten. Das preußische Ministerium ließ sich von diesem Plan verführen. Als dann aber die Grenzen der beiden Bundesgebiete

bestimmt werden sollten, erklärte Napoleon, Preußen könne weder die Hansestädte noch Sachsen seiner Einflußsphäre einverleiben, weigerte ihm also die einzigen Länder, die noch nicht unter preußischem Protektorat waren. Die Betrogenen merkten, was ihnen zugedacht war, und ließen sich nur noch von dem Zorn berathen, der die Nation schnell einte. Das Volk griff zu den Waffen."

Die Männer, die Geschichte gemacht oder nah beim Quell mit starkem Griffel geschrieben haben, selbst reden zu hören, bringt immer Gewinn; reicheren als der mühsäligste Versuch, ihr Meinen zu umschreiben. Was ich aus deutschen und franzischen Schriften hier anführte, konnte ich ihnen mit anderen Worten nacherzählen. Wozu? Sie sagens besser; und die Zahl Derer ist klein, die Zeit und Lust haben, aus dicken Büchern sich belehrende Sätze zusammenzusuchen und die einzelnen Vorgänge so zum Ganzen zu fügen. Ohne Zagen also noch ein paar Stellen aus Sybels Buch vom Werden des Reiches. „Als Napoleon Oesterreich schlug, blieb Preußen unthätig; während er Preußen niederwarf, sah Oesterreich gelassen zu. Als er die Höhe seiner Macht erreicht hatte, war das Deutsche Reich vernichtet, gab es kein Deutschland mehr. Statt Dessen redete man jetzt von den Staaten des Rheinbundes unter dem erhabenen Schutz des Kaisers der Franzosen. Preußen wurde über die Elbe, Oesterreich über den Inn nach Osten geschoben und Beide blieben von dem neuen Bund ausgeschieden. Auf dem übrigen deutschen Boden aber wurden einige Mittelstaaten errichtet, stark genug, um die Zerspaltung Deutschlands, und schwach genug, um die Oberhoheit Frankreichs zu verewigen. Deutschlands Herstellung hing in jedem Sinn von Oesterreich und Preußen ab. Alles kam darauf an, wie diese Mächte sich zu der großen Aufgabe stellen würden. An seiner Zersplitterung war Deutschland zu Grunde gegangen; und mit ihm war Preußen in den Abgrund gerissen worden." Ists nicht fast Treitschkes Bußpredigerton?

Nun wäre zu berichten, wie Preußen, wie danach auch das Reich zu neuem Leben erstand und wie wirs dann zuletzt so herrlich weit gebracht. Wäre dem Andenken der Rheinbundesfürsten zu fluchen und die Pforte des Zollernhauses mit frischem Grün zu kränzen. Diese Aufgabe lockt mich nicht. Die Fürsten von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und all die Kleineren haben gethan, was der im Besitzrecht bedrohte Durchschnittsmensch immer thut, auf dem Thron und im Bettlerwinkel: sie haben den Starken umwinselt. Befreite der Kaiser sie nicht vom Reichsjoch und gab ihnen unbeschränkte Souveränetät? Kein Oberlehnsherr, sprach er, steht mehr über Euch und kein fremdes Gericht darf über Angelegenheiten Eures Landes Urtheile fällen. Und Der so sprach, war nicht irgend ein höchst legitimer König von Yvetot, sondern der

Bonaparte, über den Goethe, selbst ein Rheinbündler von Ueberzeugung, gesagt hat: „Das ist ein Kerl, dem wirs freilich nicht nachmachen können. Der muß betrachtet werden wie Feuer, Wasser und Anderes in der Physis. Das Dämonische ist durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen. Napoleon ist es im höchsten Grade, so daß kaum ein Anderer ihm verglichen werden kann." Sehr gescheite Männer, die nur Treitschkes tauber Zorn wegen ihrer „Fremdbrüderlichkeit" ächtet, priesen damals den durch die Rheinbundsakte geschaffenen Zustand. Als in Preußen das Volk gegen den Eroberer aufgestanden war, schrieb Hegel: „Ich habe den Kaiser gesehen, diese Weltseele. Es ist in der That eine wunderbare Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt konzentrirt, auf einem Pferde sitzend, über die Welt hinweggreift und sie beherrscht. Den Preußen war freilich kein besseres Prognostikon zu stellen; aber von Donnerstag bis Montag sind solche Fortschritte nur diesem außerordentlichen Manne möglich, den es nicht möglich ist nicht zu bewundern." Und drei Monate später: „Wie ich schon früher that, wünschen nun Alle der französischen Armee Glück, was ihr bei dem ganz ungeheuren Unterschied ihrer Anführer und des gemeinsten Soldaten von ihren Feinden auch gar nicht fehlen kann." Sollten die unter der Last des Reichskadavers Aechzenden gegen diesen Mann, den Goethe „ihnen zu groß" fand, sich etwa den Haugwitz und Lucchesini verbünden oder um Dank vom Hause Oesterreich werben? Wir dürfen sie nicht beurtheilen, als hätten sie zwischen einem starken und einem schwachen Deutschland zu wählen gehabt. Dürfen uns auch nicht zu der Lüge erniedern, das seitdem Erreichte sei das Werk der Hohenzollern. Die haben seit Fritzens Tod dem Land keinen leuchtenden Herrscherkopf mehr gegeben. Der zweite, der dritte, der vierte Friedrich Wilhelm: requiescant in pace; am Besten für sie, wenn die Spur ihrer Erdentage verwischt wird. Wilhelm kam zu hohem Ruhm, weil er Gutes und Großes geschehen ließ; meist ungern zwar und nach zähem Sträuben, doch schließlich in würdiger Fügsamkeit. Keine Geschichte des Rheinbundes also und keine Barbarossalegende; weder Bannbulle noch Lobhudellied. Nur ein Blick ins Poenitentiale. Ein kurzes Weilen wenigstens vor schreckenden Bildern einer Vergangenheit, die noch nicht gar so weit hinter uns liegt. Tantae molis erat, germanas condere gentes. Von 1813 bis 1870 gabs Arbeit. Dafür finden wir uns jetzt aber auch in einem ewigen Glanze.

Finden wirs wirklich noch? Die Zeichen, die dagegen sprechen, mehren sich. Das unbehagliche Gefühl, spottschlecht regirt zu werden, die Furcht, von schwer erklommener Höhe mählich herabzugleiten, schleicht von Mond zu Mond schneller durchs Land; und die Presse, die nicht aufhören möchte, Ausdruck der Oeffentlichen Meinung zu sein, darf sich nicht länger sträuben, der Drängniß

eine Zunge zu leihen. Ich will nur fromme Stimmen citiren; nur aus den letzten Tagen. „Das Maß, in dem die verantwortlichen Männer ihre Haltung nach den Wünschen und Anschauungen des Staatsoberhauptes orientiren, geht gelegentlich über das Nothwendige, Richtige und Nützliche hinaus. Dadurch wird nicht nur die Stellung der Minister, das Ansehen der Regirung und schließlich die Staatsautorität geschädigt, sondern direkt gegen den Geist des konstitutionellen Systems verstoßen, das selbstbewußte Männer an den verantwortlichen Stellen verlangt. Aus Männern mit eigenen Gedanken, eigenem Wollen werden Handlanger eines höheren Willens. Das Staatsgefühl geht zurück und mit ihm, trotz allen hohen und hohlen Worten, die innerliche Achtung vor dem Staat". (Hannoverscher Courier.) „Der Kaiser wird über die Einzelheiten der innerpreußischen Politik in so mangelhafter Weise unterrichtet, daß für die Zukunft die ernstesten Besorgnisse berechtigt sind." (Tägliche Rundschau.) „Der Kaiser zwei Tage lang in Hamburg, als Taufpathe und als Schiffsprediger, als Kriegsherr und als hoher Gönner des Rennsports, immer um die Elbhöhe herumgefahren und dem Standbild Bismarcks keinen Besuch abgestattet! Millionen treuer Söhne ihres Vaterlandes werden peinlich und schmerzlich empfinden, daß Dies möglich werden konnte." (Deutsche Stimmen, Wochenblatt für die nationalliberale Partei.) „Man wird mit Fug erklären dürfen, daß die Bevölkerung der vielen umfangreichen Mittheilungen über Reisen und Reden der Fürsten allgemach müde wird. Es wäre daher kein Unglück, wenn politische Fürstenbesuche, die sich in den letzten Jahren allzu oft wiederholt haben, einmal geraume Zeit unterblieben. Man ist so ziemlich überall zufrieden, wenn sie vorüber sind, ohne einen Mißklang erfahren oder zurückgelassen zu haben." (Vossische Zeitung.) Endlich! Wäre vor sechzehn Jahren so gesprochen worden, dann sähe es im deutschen Land heute besser aus. Jetzt genügen so sanfte, in Watte gewickelte Andeutungen nicht mehr. Bleiben auch allzu vereinzelt. Morgen wird da wieder Weihrauch gespendet, wo sich gestern kritisches Bestreben zeigte. Jetzt muß so ernst, so vernehmlich gesprochen werden, daß keine Möglichkeit eines Mißverständnisses bleibt. So, wie es bisher war, kanns nicht weiter gehen. Die ganze Methode unserer Politik muß geändert werden. Schnell; jede Woche häuft neue gefährliche Fehler.

Daß die Mensurdepesche und der unerbetene Besuch in Schönbrunn nicht nützlich wirken würden, ward hier vorausgesagt. Nun waren in Wien die Delegationen versammelt. In der ungarischen wurde Graf Goluchowski behandelt, als habe er Arpads Gebein um lumpige Silberlinge verkauft; da er die Magyarensprache noch immer nicht gelernt hat, mußte er schweigen, ließ aber aus anderem Mund sagen, ihm sei nie eingefallen, dem Deutschen Reich Se-

kundantendienst zu leisten. Die Oesterreicher waren milder; immerhin deutlich. Der Delegirte Kramarz: „Wenn Deutschland auf dem Weg seiner Weltpolitik in Konflikte kommt, dürfen wir ihm keine Rückendeckung bieten. Deshalb muß unsere Bündnißpflicht einer Revision unterzogen werden, bevor der Vertrag erneuert wird. Vor Italien braucht Deutschland uns nicht zu schützen; wir bedürfen da keines Sekundantendienstes. Für unsere Politik genügt eine freundschaftliche Verständigung mit Rußland und mit Italien; aber eine direkte muß es sein, nicht eine, die über Berlin führt." Der Delegirte Baernreither: „Das Urtheil über unsere Haltung auf der Marokko-Konferenz ist durch das bekannte Telegramm des Deutschen Kaisers einigermaßen getrübt worden. Wir haben vermittelt; und im Wesen der Vermittlung liegt, daß man beiden Theilen einen Dienst erweist". Der Delegirte Susterſic: „Oesterreich ist heute die einzige europäische Großmacht, die für ein Bündniß mit Deutschland zu haben ist." Der Delegirte Graf Schönborn: „Wir haben in Algesiras Deutschland und Frankreich Gefälligkeiten erwiesen, Beiden den Rückzug erleichtert. Das war gewiß nicht ganz einfach. Ich glaube nicht, daß immer Frankreich der Störenfried war." Der Delegirte Klofac: „Wenn die Magyaren wirklich dafür gesorgt haben, daß der Besuch des Deutschen Kaisers in Wien so wenig Aufsehen wie möglich errege, dann könnten wir dazu nur Bravo rufen. Nachdem der Deutsche Kaiser überall einen Korb bekommen hatte, nahm er seine Zuflucht zu dem einzigen Bundesgenossen, der ihm geblieben ist." So sieht die Quittung aus. Wenn Wilhelm seine Depesche nicht abgeschickt und seinen Besuch nicht angesagt hätte, wären all diese Reden uns erspart geblieben. Gäbe es auch zwischen Wien und Rom noch nicht die neue entente, über die einstweilen nicht geredet wird, die sich aber beinahe aufdrängte, als der Kaiser die Möglichkeit eines austro-italienischen Konfliktes angedeutet hatte. „Der Dreibund besteht." Für Friedenszeiten; als Spatzenscheuche, die keinen Raubvogel mehr schreckt. Auch der Naivste glaubt nicht, Oesterreich werde, wenn die Westmächte im Bunde mit Rußland im Osmanenreich neue Ordnung schaffen, für Deutschland optiren. Was bleibt? Ein langes Gespräch mit der Fürstin Metternich; die, so hoffen wir, schweigen kann.

Aus dem Engeren ins Weitere. Rußland fürchtet einen skandinavischen Dreibund, der seit dem Ende der schwedisch-norwegischen Union wieder möglich ist und zunächst die finische Großfürstenwürde des Zaren gefährden müßte. Britanien muß verhindern, daß die dänische und namentlich die norwegische Küste im Fall eines Seekrieges gegen eine europäische Macht vom Gegner als Basis benutzt werden kann. Auf Dänemarks Thron sitzt der Vater der Kaiserin Maria Feodorowna, der Königin von England und der Herzogin von Cum-

berland. Die Norweger haben Eduards Eidam gekrönt. Die Schwedenkrone Bernadottes wird eines Tages ein Schwiegersohn des Herzogs von Connaught tragen. Die Reibungfläche zwischen Rußland und Großbritanien ist also präparirt. Norwegens neuer König ist jung, hat keinen Antrittsbesuch gemacht, noch nicht einmal seine Schwiegereltern bei sich gesehen. Jetzt hat ihn, wenige Tage nach der Krönung, zu der Prinz Heinrich von Preußen als Gast entsandt war, der Deutsche Kaiser besucht und emphatisch begrüßt. Eduards Tochter Maud wurde plötzlich unwohl, als der Kaiser sie eingeladen hatte, ihm an Bord seines Schiffes mit ihrem Mann den Besuch zu erwidern. König Hakon hielt bei Tisch eine artige, doch nüchterne Rede. Kaiser Wilhelm sprach ihm „tiefgefühlten Dank für die gnädigen Worte" aus, sagte, er suche „Erholung von schwerer Arbeit", nannte die Norweger ein ihm „so außerordentlich sympathisches Volk" und erzählte: „Als ich heute mit Eurer Majestät in dem erhabenen Bauwerk des Domes stand, habe ich heiße Gebete zum Himmel emporgesandt, daß er Eure Majestät schützen und es Eurer Majestät gelingen möge, das norwegische Volk zu herrlicher und schöner Zukunft zu führen." So oft wird Hakon fürs Erste nicht wieder Majestät genannt werden. Und vor dem Versuch, seine neuen Landsleute irgendwohin zu führen, wird er sich ängstlich hüten. Die Norweger verstehen keinen Spaß und hätten sich schon jetzt eine republikanische Staatsverfassung gegeben, wenn dann nicht der Verdacht entstanden wäre, sie hätten Oskar herausgeworfen, um Geld zu sparen. (Oskar, der alte Schwede, der die Absetzung noch immer nicht verschmerzen kann, hat gewiß der Tage gedacht, da die heißen Gebete für ihn zum Himmel emporgesandt wurden.) Der Kaiser muß den Dänen, der jetzt Norwegen „verkörpert", wohl ungemein lieben. Uns ist der Wahlkönig eben so gleichgiltig wie sein schlau auf Geschäftsprofite bedachtes Volk. Das ist Geschmackssache. Vielleicht ist Hakon ein netter Kerl. Was aber wird die Folge dieses frühen Besuches sein? Briten und Russen werden denken: Da ist was im Werden; sonst wäre der Kaiser nicht so rasch hingefahren, hätte dem Volk und dem König nicht so Schmeichelhaftes gesagt, würde nicht vierzig Schiffe hinschicken. Skandinavenbund unter deutschem Patronat? Sucht Wilhelm einen neuen Flottenstützpunkt oder will er sich nur wohlwollende Neutralität sichern? War Etwas im Werden, dann ists nun unrettbar verloren. „Das brennt zu früh! Das macht die Nachbarn stutzig", sagt Körner, des Kaisers Liebling.

Noch ein Stückchen weiter. Auch in Abessinien hats zu früh gebrannt. Erinnert Ihr Euch noch der Aprilmär von den deutschen Pionieren, die, Männlein und Weiblein, ins Land des Negus zogen? Sogar eine Hebamme war mit von der Partie: also durfte man guter Hoffnung sein. Freilich auch vor-

aussehen, daß England, Frankreich, Italien, die Sache nicht ruhig hinnehmen würden. Coates, unser Manager, sah es voraus, trotzdem er nur ein Auge hat. Er hatte versucht, in Dschibuti still für Deutschland zu arbeiten. Nun, nach Rosens unzulänglich vorbereiteter Expedition, diese neue Alarmirung der Nachbarschaft! Nichts zu machen. Müssen denn alle Staatsaktionen vor dem Beginn schon mit Trompetenstößen verkündet werden? Unzweideutig war Briten und Romanen bewiesen, daß Deutschland eine Expansion nach Abessinien suche. Jetzt lesen wir, das abessinische Abkommen sei von England, Frankreich, Italien unterzeichnet. Werden im Lokalanzeiger aber officiosissime getröstet: keinem deutschen Wirthschaftinteresse droht dort Gefahr. (So fings in Marokko ja auch an.) Und können sicher sein, daß aus dem Kaiserreich Menileks im nächsten Menschenalter auch von den Riesengardisten nichts Rechtes zu holen sein wird. „Ohne die Mitwirkung des Deutschen Kaisers darf auf der Welt keine wichtige Entscheidung fallen." So vernahmen wir einst. Die Entscheidung über die im alten Aethioperstaat abzugrenzenden Einflußsphären ist nicht ganz unwichtig.

Um den Weltfrieden erwerben wir uns immer neue Verdienste. Welche Fülle von Verträgen, Abkommen, Verständigungen in West und Ost! Wir gehören nicht zu diesen Concerns. Deren Zweck ist ja, uns im binnenländischen Käfig festzuhalten. Einen Bonaparte und einen Rheinbund brauchen wir nicht zu fürchten; einstweilen auch keinen Krieg. Wie in den Tagen der schottischen Maria, giebts auch heute noch stillere Mittel, die einem Britenherrscher Rechtsanspruch und Rache sichern. Wozu einen Krieg riskiren, wenn man den Gegner in Europa, Asien, Afrika, in den Welten Mohammeds und des Buddha um Ansehen und Kredit bringen kann? „Besänftiget wird jede Lebenswelle; der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle". Kein Wölkchen am Himmel. Freunde ringsum. Wo ist die Zeit, da der Ansbacher Yelin die Schrift über „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung" herausgab? Leuchtenden Blickes denkt der Deutsche der Rheinbundstage. Heute kann kein Napoleon mit Möllendorf und Müller in Fritzens Speisezimmer schmausen. Und doch könnte der Rückblick vielleicht nützlichere Erinnerung finden. Warum sah vor hundert Jahren der Julimond Deutschlands Erniedrigung? Weil weder Oesterreich noch Preußen im Sinn ernster Deutschen Vertrauen fand. Weil die Stein und Scharnhorst nicht früh genug auf den Platz kamen, der ihnen gebührte. Weil mündige Völker sich hindern ließen, mit eigener Hand ihr Glück zu schmieden. Dem Korsen schritt der Ruf des Befreiers voraus: drum jauchzten die Besten ihm zu. Kann uns diese Erinnerung nichts lehren? Späte Klage hilft nicht. Poscimur! Können die Deutschen sich nicht selbst regiren, dann verdienen sie das Regiment, das sie so manches Lustrum nun schon auf ihrem Wege hemmt.

Fritz von Preußen.*)

Am sechzehnten August 1786 ist Friedrich der Große gestorben. Es war bezeichnend, wer um ihn trauerte. Nicht seine nächste Umgebung, nicht seine Beamten, seine Offiziere. In der Natur der Bureaukratie liegt es, daß sie sich von großen Persönlichkeiten erdrückt fühlt; zudem war der alternde König ungeduldig und von rauhen Formen; darunter hatten auch die militärischen Befehlshaber, die sich zu keinen Großthaten mehr berufen sahen, zu leiden gehabt. Aber erlagen nicht auch sie vor Allem der lastenden Schwere des großen Mannes? Sanssouci ist der einzige Palast der Hohenzollern, der einen durchaus persönlichen Eindruck macht; noch heute glaubt man, wenn man durch seine Säle schreitet, eine Thür müsse sich öffnen und der König selbst hereintreten. Es ist der Eindruck, den ungefähr schon Goethe gehabt hat, als er im Mai 1778 in Berlin weilte, ohne den König zu treffen, und eben er unter Einbeziehung auch der Umgebung: „Dem Alten Fritz bin ich recht nah worden; da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören." Mit wie anderen Gefühlen begleitete die Menge, die Nation Alter und Tod des Königs! Es war, als ob der Ruhm der Jahrhunderte voraus ertönte. Ritt der Greis nach einer Truppenbesichtigung in Berlin vom Tempelhofer Felde in die Stadt ein, unaufhörlich grüßend, dann war, nach dem Bericht eines Zeitgenossen, „das ganze Rondell und die Wilhelmstraße gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt"; und doch war nichts geschehen: „nur ein dreiundsechzigjähriger alter Mann, schlecht gekleidet, mit Staub bedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagwerk zurück; aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren auch nicht einen Tag versäumt hatte".

Friedrichs Dasein ist Aktivität gewesen, Aktivität im höchsten Sinn des Wortes, und darum Herrscherinstinkt und Herrschaft selber. Von wie wenigen Königen kann man, gleich wie von ihm, das triviale Wort mit Nachdruck aussprechen: er sei zum Herrscher geboren gewesen! Und Herrschaft hieß ihm Ruhm. „Was würde aus den tugendhaften und löblichen Handlungen werden, wenn wir nicht den Ruhm liebten?" hat er abgeklärten Sinnes im Alter geäußert.

*) Von Lamprechts Deutscher Geschichte erscheint nächstens ein neuer Band. Alle Freunde des Werkes (und ihre Zahl ist in den Jahren der Lamprechthetze noch beträchtlich gewachsen) werden sich der Nachricht freuen. Und staunend hören, daß sie bis Neujahr noch zwei Bände erwarten dürfen. Die Kraft, die dispositive Leistungfähigkeit des Leipziger Historikers überrascht immer aufs Neue. Der Schluß des nächsten Bandes (7 II) bringt eine Charakteristik Friedrichs des Großen, die Geheimrath Lamprecht mir für die Leser der „Zukunft", les amis de la première heure, geschickt hat.

„Alle, die sich um ihre Vaterstadt verdient gemacht haben, sind in ihren Handlungen durch jenes Vorurtheil ermuthigt worden. Wohl kann nach unserem Tod unser Ruf uns eben so gleichgiltig sein wie Alles, was beim Thurmbau zu Babel gesprochen worden ist: und doch, gewöhnt, zu leben, sind wir empfindlich gegen das Urtheil der Nachwelt; und die Könige müssen es mehr sein als die Privaten, da Das der einzige Richterstuhl ist, den sie zu fürchten haben. Wer nur ein Wenig Empfindung hat, strebt nach der Achtung seiner Mitbürger; man will mit Etwas glänzen, man will nicht mit der vegetirenden Menge zusammengeworfen werden. Dieser Instinkt ist eine Wirkung der Ingredienzien, aus denen die Natur uns zusammengeknetet hat; ich habe mein Theil davon."

Dieser Instinkt zum Herrschen aber wurde bei Friedrich schöpferisch erst vermöge eines unerbittlichen Hanges zu realistischer Anschauung der Welt. Er ist sein Glück und Unglück gewesen: daher sein Idealismus, den er als aus der Betrachtung der Dinge her im Tiefsten berechtigt erkannte, und daher seine kritische Veranlagung, seine Neigung zum Spott und nicht Weniges von jener erschütternden Verachtung der Menschen, der race maudite, einer Verachtung, die sein Alter bedrückte. Aber diese Eigenschaften wurden durch andere, fast entgegengesetzte, aufgewogen. Friedrich gehörte zu den komplexen Naturen; es schien, als ob alle heterogenen Eigenschaften seiner Ahnen sich in seiner Bildung Stelldichein gegeben und sich dort noch mit den welfischen Eigenschaften seiner Mutter, milderem Sinn, Sinn auch für die phantasievollen Seiten des Daseins, verknüpft hätten. Friedrich war sich dieses Zwiespaltes seines Inneren wohl bewußt. Wenn seit den Zeiten des Individualismus Naturen aufzutauchen beginnen, die, der mittelalterlichen einheitlichen Gebundenheit des Seelenlebens fern, auf die Beobachtung ihrer inneren Differenzen, auf eine Selbstbeobachtung peinlicher Art gestellt sind, Naturen, wie es in Italien schon Kaiser Friedrich II. und Dante waren: so hat Friedrich der Große in Deutschland mit zu den frühsten Menschen dieser Art im reinsten Sinn gehört. Oder sollen wir schon die religiösen Zwiespältigkeiten und Bedrängnisse eines Luther zu den frühen Formen dieser Doppelausstattung rechnen?

Was Friedrich neben mehr realistischen Grundtrieben auszeichnete, war ein außerordentlicher Empfindungreichthum, aus dem heraus er sich, nur durch das souveraine Gefühl geistiger Ueberlegenheit über seine Umgebung (dies Wort im weitesten Sinn genommen), zur Heiterkeit emporschwang. Aber selbst in den freundlichsten, ja, in übermüthigen Stunden blieb ihm Etwas von dieser Zartheit und diesem Ueberschwang der Empfindung zugleich. So wird er uns im äußeren Verkehr geschildert: sprudelnd von Witz und Laune, geschmackvoll und gedankenreich, epigrammatisch und ironisch, voll unerwarteter Einfälle und Spitzen, auch sich selbst nicht schonend: und dennoch von dem unwiderstehlichen Zauber des empfindungvollen Charmeurs, von sanftem Ton-

fall der Stimme, von der ansprechendsten Bewegung der Lippen, auf denen die Anmuth frei sich äußernder Gefühle lag.

Und von diesem Empfindungreichthum war auch sein Innerstes getragen. Wir finden ihn vor Allem wieder auf religiösem Gebiet. Denn Friedrich war von tief religiöser Anlage und eben darum gleichgiltig gegen die Kirchen, die ihm die Religion nicht oder nicht rein zu enthalten schienen. Tief lag in ihm, ein untrügliches Zeichen vollen und zugleich klaren Gefühles, das Bedürfniß nach einem persönlichen Gott; fern stets hat er dem Pantheismus gestanden und der Materialismus eines Holbach war ihm ein Gräuel. Aber freilich dachte er sich seinen Gott nicht mit jeder Kleinigkeit der Weltregirung beschäftigt; in ihm lag Etwas von der ehrfurchtvollen Bescheidenheit Leibnizens, dem ein letzter Verursacher zugleich auch eine causa remota war. Etwas von der Resignation eines durch bittere Erfahrungen bedrückten Gemüthes aber legte sich immerhin auf diesen Glauben seit den Todesstunden des letzten großen Krieges; „Gott kann sich nicht zu uns herablassen", meinte nun der König: genug jetzt, wenn die Vorsehung ihn würdigte, das heißeste seiner Gebete, in welchem er ihr die Zukunft seines Staates anheimstellte, zu erhören: „im Falle, daß sie ihre Blicke zu menschlichen Erbärmlichkeiten herabsenkt".

Es sind diese herben Erfahrungen eines frommen Gemüthes unter dem Druck schwersten Schicksals, die ihn auch zu den wichtigsten Weltanschauungfragen seiner Zeit, denen der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit, in bestimmter Weise Stellung nehmen ließen. Da war ihm der Mensch eine Marionette, nicht, weil er sich nicht frei entschließen könnte, sondern, weil die Verwirklichung seines Willens von „Seiner Majestät dem Zufall" abhängt. Und die Unsterblichkeit? Friedrich zweifelte im Grunde nicht, daß ein „Wiedersehen im Thal Josaphat" kaum zu erhoffen sei; tiefes Vergessen, ewig währende Ruhe: Das ist Alles, was er sich von Atropos' Scheere versprach. Ließ er aber dennoch einmal die Möglichkeit zu, daß der Geist die irdische Hülle überleben werde, so getröstete er sich eines Allerbarmers: denn undenkbar war ihm, daß der Schöpfer auch nur eins seiner Geschöpfe mißhandeln könne.

Aber (und hierin lebte wiederum das andere Theil gleichsam seines Wesens empor) die Seele ging ihm überhaupt nicht in Philosophemen auf, sondern im Handeln; und vom Handeln her hob sich der königliche Sänger in feierlichen Augenblicken fromm, ehrfurchtvoll, dem Geheimnißvollen vertrauend, empor zu den Mächten, die über uns wohnen.

Nicht darfst Du Gottes Weisheit ständig nennen,
Statt Deiner Einsicht Schwäche zu bekennen.
Er, der Allmächtge, setzte Dir die Schranken,
Die all Dein Vorwitz nimmer bringt ins Wanken.
Vielleicht will er durch diese Finsternisse
Demüthgen die Vernunft, die selbstgewisse,

Die schon frohlockte, wenn sie hie und da
Im Streiflicht eine Wahrheit dämmern sah.
Vermessnes Menschenkind, rebellisches Atom!
Wie viel fehlt Dir, daß sich Dein Glück erfüllte
Und Deinem blöden Blicke sich enthüllte
Das ewige Gesetz im Weltenstrom!

Liegt in diesen Worten der Quietismus frommer Resignation? Mit nichten! Wie dem König der Glaube am Ende nichts als die verdichtete Erfahrung menschlichen Handelns war, so führte er ihn zum Handeln zurück. Und Handeln hieß ihm: thätig sein für Andere. Und so ergab sich für ihn als centrale Kraft einer praktischen Frömmigkeit der harte Begriff der Pflicht: und in ihm allein, im Bewußtsein königlicher Pflichten mehr denn königlicher Rechte, hat er geathmet.

Aber selbst in diesen Höhen erschloß sich ihm wieder ein Kreis weitfluthender Empfindung. Gerade nach großen Erfolgen neigte schon der jugendliche König zu weltschmerzlichen Stimmungen, — Stimmungen, die aus der Betrachtung der Geringfügigkeit des Erreichten im Verhältniß zu den erstrebten Idealen hervorgingen. Und diese Neigung wuchs mit den Jahren. Auf eine Beglückwünschung zum ruhmreichen Ende des Siebenjährigen Krieges, dessen letzter Tag der schönste seines Lebens sein müsse, hatte der König die Antwort: der schönste Tag des Lebens sei der, an dem man es verlasse.

Nun aber, in den beiden Jahrzehnten nach dem Siebenjährigen Krieg, kamen sie, die Tage der Einsamkeit. Dahin war die frohe Tafelrunde von Sanssouci; nur mühsam und nie wieder in alter Frische erneuerte sich die potsdamer Gesellschaft. Dazu starben die liebsten Verwandten des Königs, Niemand von ihnen mehr betrauert als der neunzehnjährige Prinz Heinrich, der Sohn des schon 1758 gestorbenen Prinzen von Preußen. „Mein Kind hatte mir das Herz entwandt durch eine Menge guter Eigenschaften, denen kein Fehler gegenüberstand. Ich sah in ihm einen Prinzen, der den Ruhm des Hauses aufrecht erhalten würde. Wenn ich denke, daß dieses Kind das beste Herz der Welt hatte, angeborenes Wohlwollen besaß und für mich Freundschaft empfand, so treten mir unwillkürlich Thränen in die Augen und ich muß den Verlust des Staates und meinen eigenen tief beklagen. Ich bin niemals Vater gewesen, aber ich bin überzeugt, daß kein Vater seinen einzigen Sohn anders betrauert als ich dieses liebenswürdige Kind." Und zogen sich nicht auch sonst die Freunde zurück, bei aller Bewunderung? Bitter sprach es Friedrich aus: „Ich lebe mit der Welt in Ehescheidung und trenne mich von ihr, ehe sie mich verläßt." Aber auch dem unbefangenen Beobachter schien in den letzten Jahren das Bild des Königs „kaum noch der Gegenwart anzugehören, so sichtbar waren die Spuren der Hinfälligkeit in dem zusammengesunkenen Körper und der schlaffen Bewegung der Glieder".

Dennoch gehörte diese Heldenseele der Welt bis zum letzten Athemzug mit jeder Fiber an und suchte Weltliches wie Geistiges mit gleich heißer Sehnsucht umfassend zu beherrschen. Dem Staat galt an erster Stelle ihr Dasein; und dies Dasein war ihr Pflicht. Noch immer residirte der König, wenn auch nur kurze Zeit, während des Winters in Berlin, kehrte dann freilich, mit dem ersten Frühlingssonnenstrahl, in sein geliebtes „Loch" nach Potsdam zurück; noch immer bereiste er seine Provinzen; noch immer erging Befehl auf Befehl über Kleinstes und Größtes vom königlichen Schreibtisch.

Was aber den König noch frischer erhielt, war im Grunde ein doch noch Tieferes und Anderes: der Verkehr mit den Musen. Kunst und Wissenschaft hoben ihn immer wieder über die Misere der Einsamkeit und den trockenen Gang der Geschäfte in die Höhenluft eines harmonischen Daseins. Und auch auf diesem Gebiet erst werden Charakter und Schicksal des Königs, von den herben Stunden der Jugendzeit bis zu den kalten Tagen des Greisenalters in Sanssouci, ganz verständlich.

Friedrich war in mehr als einer Hinsicht ein frühgeborener Sohn der Empfindsamkeit; und eben aus dem Reichthum seines Gemüthes her hat er den großen Strömungen der deutschen Kulturentwickelung seinen Tribut entrichtet. Allein in dieser Stimmung und Haltung vereinzelt aufgewachsen, zudem in ihr durch alle Härten einer verständnißlosen Erziehung zu frühreifer Klärung und Sammlung vorwärts getrieben, suchte er die geistige Heimath seiner Wahl nicht in dem langsamen Heranreifen seines Volkes aus Empfindsamkeit über Sturm und Drang zum Klassizismus. Und hätte er es denn auch nur zeitlich vermocht? Jenseits von seinem Leben liegen die Höhezeiten jener Dichtung der weimarer Großen. Vielmehr rückwärts gewandt, fand er die Sehnsucht seiner Seele im französischen Klassizismus befriedigt und bewunderte in Voltaire dessen spätesten noch auf Erden weilenden Sendling.

Es war eine Stellungnahme, die er sein Leben lang nicht aufgegeben hat. Nur wurden die aus ihr entspringenden Forderungen mit steigendem Alter immer innerlicher, immer geschlossener. Da kehrte er nun erst recht bei den Franzosen ein und unterhielt sich mit den jüngsten Toten, mit Voltaires Schriften oder Rollins „Geschichte des Alterthums". Da gewann er in immer klarer hervortretendem Fortschritt noch lieber die Alten selbst, las Curtius und Diodor, befragte Seneca und Ciceros Buch „De senectute". Es war die Wendung, die ihn den Anfängen des deutschen Neuhumanismus näher brachte: aus diesem Zusammenhang her grüßte der Greis unbewußt noch das neu erblühende Geistesleben seines Volkes.

Daß er dies Leben freilich ergriffen hätte: wer wollte es behaupten? Scharf muß betont werden, daß schon die Sprache ihn daran hindern mußte. Denn Friedrich las Deutsch nur mit Schwierigkeit und konnte deutschen Texten

eigentlich nur folgen, wenn man sie vorlas. Es war die tragischste vielleicht aller Schlußerscheinungen des Alamodethums und der Französelei des siebenzehnten Jahrhunderts; denn bei seinem von Grund aus deutschen Wesen blieb dem König doch auch das Französische im Innersten fremd; und eins der größten schriftstellerischen Talente der Nation brachte es im Deutschen zu nichts und in französischen Versen nur zum vieux rimailleur tudesque. Das junge künstlerische und literarische Leben aber seines eigenen Volkes sah dieser geistige Anachoret nur von fern; und so vermochte er es nicht zu verstehen. Sein absprechendes Urtheil über die neue Dichtung hat dabei die Zeitgenossen am Meisten geschmerzt: aber er hat auch die Musik der Anfangszeiten eines Gluck, Haydn und Mozart als zu einem Charivari entartet bezeichnet und von dem spärlichen Beginn einer neuen Zeit deutscher Bildender Kunst überhaupt nichts gewußt.

War es aber ein Vorurtheil, das ihn diesen Weg führte? Oder nicht vielmehr eine unerhörte Tragik der Zeitstellung zwischen Individualismus und Subjektivismus, zwischen absolutistischem Hofleben und aufblühendem Bürgerthum? In der Schrift „De la littérature allemande“ liest man die Worte: „Wir werden unsere klassischen Autoren haben; Jeder wird sie lesen wollen, um von ihnen zu gewinnen; unsere Nachbarn werden das Deutsche lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen und es wird dahin kommen, daß unsere Sprache, verfeinert und vervollkommnet, sich dank unseren guten Schriftstellern von einem Ende Europas zum anderen verbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nähern sich. Ich künde sie Euch an, sie werden erscheinen; ich werde sie nicht schauen, mein Alter versagt mir diese Hoffnung. Ich bin wie Moses: von fern schaue ich das Gelobte Land, aber ich werde es nicht betreten.“

Und so geschahs. Was Friedrich mit fast prophetischen Worten verkündet hatte, trug sich zu; und sein heiß geliebter Staat führte mit den Mitteln jenes neuen Geisteslebens, dessen Anfänge der große König verabscheut hatte, die ihm von eben diesem König auferlegte Mission weiter: bis sie zu seiner Vorherrschaft in Deutschland und zur Einheit eines neuen Reiches geführt hat.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Sollen wir ihn malen? Fast immer ohne Land, sein Heer oftmals zerstört und unvollkommen wiederhergestellt, die Wunderthaten der Kunst und des Heldensinns umsonst verschwendet, im Kampf mit einer vernichtenden Mehrzahl, mit lastenden Unglücksfällen, ihn allein aufrecht gegen Europa und die lebendige Kraft seiner Seele gegen die Macht des Schicksals!.. Wir hatten Friedrich; er war unser!.. Niemals darf ein Mensch, niemals ein Volk wähnen, das Ende sei gekommen... Preußen, unter allen Abwechselungen des Glücks und der Zeiten, so lange nur irgend fromm die Erinnerung bei dem Geist, den Tugenden des großen Königs weilt, so lange nur eine Spur von dem Eindruck seines Lebens in Euren Seelen sich findet, dürft Ihr nie verzweifeln! (Johannes von Müller.)

Unternehmerverbände.

Die Beunruhigung unseres immer gewaltiger pulsirenden Wirthschaftlebens ist allmählich chronisch geworden. Die großen Wirthschaftgebiete, auf denen die Wohlfahrt aller anderen beruht, sind davon natürlich am Stärksten ergriffen worden; und nachdem man durch den Abschluß von Handelsverträgen zu einer gewissen Stabilität, zu einer Möglichkeit gelangt ist, Konjunkturen wenigstens auf eine bestimmte Spanne von Jahren mit Sicherheit übersehen zu können, droht nun eine neue Unsicherheit von innen heraus, drohen höchst unerquickliche Kämpfe, die, auf beiden Seiten mit wachsender Erbitterung geführt, eines Tages auch wohl beigelegt werden, doch immer von Neuem beginnen. Der deutsche Idealismus hat sich darüber beklagt, daß die Interessenkämpfe heute alles Andere überwuchern; Michel vergaß dabei nur, daß Kultur und damit auch Idealismus nur auf gesicherter wirthschaftlicher Basis möglich sind und daß daher zunächst die Interessenkämpfe ausgefochten werden müssen, ehe wir wieder Ruhe und Muße finden können, unseren Idealen zu leben, wie wir in stillerer Zeit thun durften.

Wer die letzten Wirthschaftkämpfe aufmerksam verfolgt hat, erinnert sich, daß die Dinge meist den selben Verlauf nehmen. Die Arbeiter stellen eine Forderung, die, mag sie berechtigt oder unberechtigt sein, in dem selben Augenblick mit größerem Nachdruck vertreten wird, wo eine kräftigere Organisation ihr diesen Nachdruck gewährt. Dann pflegt die Centralstelle dieser Organisation in den Kampf einzugreifen, die Unternehmer lehnen eine Verhandlung mit der Organisation als solcher ab, glauben vielmehr, besonders klug und energisch zu handeln, wenn sie ihr allgemeines Wohlwollen den Arbeitern zwar zum Ausdruck bringen, womöglich auch bereit sind, die einzelnen Forderungen zu bewilligen, aber grundsätzlich eine Verhandlung mit der offiziellen Vertretung der Arbeiterklasse perhorresziren. Die Sache verläuft dann meist so, daß ein Friede geschlossen wird, aber ein fauler Friede, an dem beide Theile nicht recht froh werden. Tiefe Verbitterung bleibt zurück und über Kurz oder Lang kommen neue Konflikte. Vor diesem heute noch leider meist typischen Entwickelungsgang muß man sich fragen, ob nicht durch eine grundsätzlich andere Behandlung der Arbeiterfragen auch eine andere Entwickelung der Dinge vorbereitet und erreicht werden kann. Wenn es sich lediglich darum handelte, mehr oder weniger graue Theorien für eine solche Aenderung prinzipieller Art zu bilden, dann könnten die Unternehmer, die in erster Linie als Männer der Praxis angesprochen werden wollen, Recht behalten. Aber wer die Entwickelung unseres wirthschaftlichen Lebens mit offenem Auge verfolgt, wird schon seit Jahren beobachtet haben, daß, unter der verständnißvollen Mitwirkung (bis jetzt leider nur einzelner) weitsichtiger Unternehmer, ein Theil der Arbeiterschaft in Bahnen eingelenkt ist, auf denen die Möglichkeit grundsätzlichen Einvernehmens und friedlichen Zusammenarbeitens gegeben ist. Dazu ist freilich die Erkenntniß nöthig, daß auch in unserem Wirthschaftleben und in der Idee des Arbeitvertrages die patriarchalischen Zustände einseitiger Festsetzung einem Konstitutionalismus gewichen sind, den doch auch die Unternehmer, als an der Landesverwaltung und am staatlichen Leben Mitwirkende, nicht missen möchten. Allerdings gehen solche Entwickelungen nur unter schweren Zuckungen des Wirthschaftkörpers vor sich und nur einer über den Dingen stehenden und alle

Möglichkeiten weise vorausberechnenden, nicht zuletzt aber den menschlichen Charakter klug berücksichtigenden Leitung wird ein günstiges Resultat beschieden sein.

Deutschland hat einige industriell besonders intensiv entwickelte Gegenden, aus denen immer Kampfgetümmel herübertönt. An und für sich ist es ja nur natürlich, daß da, wo die großen Arbeitermassen bestimmter Großindustrien konzentrirt sind, auch die Spannung besonders hoch ist. Mit stolzer Genugthuung werden die Leiter dieser großen Industrien auf das Werk ihrer Hände sehen. Je größer der Betrieb, desto stärker die Neigung zu straffer Konzentration und Einheitlichkeit und damit auch eine gewisse (psychologisch erklärliche) Abneigung von den immer wiederkehrenden Forderungen der Arbeiterschaft. Auch in diesen großen Industriecentren sollte man nachgerade aber ernstlich mit sich zu Rathe gehen, um klar darüber zu werden, ob es nicht Zeit sei, den Anspruch auf selbstherrische Festsetzung der Arbeitbedingungen zu opfern und mit den Arbeitern zu verhandeln, so lange man noch hoffen darf, durch solche spontane That zu friedlicher Entwickelung mitwirken zu können. Im Allgemeinen ist man an diesen Stellen heute nicht geneigt, solche Initiative zu übernehmen; man überläßt sie den großen gewerkschaftlichen Organisationen, die nun, da sie auf dem Weg der grundsätzlichen Verständigung zunächst nichts erreichen können, in eine Kampfstellung gegen das Unternehmerthum getrieben werden. So lange der Unternehmer in jeder Gewerkschaft, jedem Arbeitnehmerverband eben einen Feind sieht, kommen wir nicht zum Frieden. Die Industriellen, die sonst so klug sind, thun der offiziellen Sozialdemokratie den größten Gefallen, wenn sie ihr die Gewerkschaften und Verbände immer wieder durch eine kurzsichtige Politik in die Arme treiben und ihr so die Gelegenheit bieten, sich als die einzig wahrhaftige und wirksame Arbeitervertreterin aufzuspielen. Das Klassenbewußtsein hindert den Ausgleich. Mancher Industrielle würde den Versuch, mit offiziellen Vertretern seiner Arbeiter als mit Gleichberechtigten zu verhandeln, nicht scheuen, wenn ihn nicht das instinktive, dem Deutschen zur zweiten Natur gewordene Gefühl hemmte, nicht nur sich selbst, sondern seiner Klasse damit Etwas zu vergeben.

Im Lauf des letzten Jahrzehntes ist in der Arbeiterschaft nun aber eine merkwürdige Gährung entstanden. Nicht von allen organisirten Arbeitern kann man heute noch sagen, sie gehörten mehr oder weniger zur offiziellen Sozialdemokratie und ein auf dem Boden des bürgerlichen Besitzrechtes Stehender könne mit ihnen deshalb nicht verhandeln. Manches, was noch vor wenigen Jahren als unantastbares Dogma im „zielbewußten Klassenkampf" galt, ist jetzt streitig geworden. Praktische Erfahrung und reife Erkenntniß hat gerade den wichtigsten Theil unserer Arbeiterschaft über rein marxische Utopien hinausgeführt. Den stärksten Beweis dafür liefert die bloße Existenz und die Wirksamkeit der Gewerkschaften. Der Glaube, diese Gewerkschaften seien nicht heute noch im Großen und Ganzen sozialdemokratisch, wäre freilich Selbsttäuschung; noch haben wir keine reine Gewerkschaftpartei und so kommen diese Verbände schließlich von selbst dazu, das Interesse ihrer Mitglieder im öffentlichen Leben durch sozialdemokratische Abgeordnete vertreten zu lassen. Je mehr aber der Einfluß der Gewerkschaften nach innen, auf die ihnen angehörenden Arbeiter, wuchs, je deutlicher erkennbar ihr Wesen als das von Versicherungorganisationen wurde, je höher die Verantwortung der Leiter und jedes einzelnen Mitgliedes gegenüber der Gesammtheit und gegenüber dem Gewerkschaftvermögen stieg, um so klarer wurde auch, daß die schroffe Betonung des Klassen-

charakters und des Klassenkampfes, ohne den die Sozialdemokratie nicht denkbar ist, dem Zweck und Sinn der Gewerkschaften als solcher nicht entspricht. Die Unternehmer glaubten zunächst, die ihnen bedrohlich erscheinende Entwickelung der Gewerkschaften und Arbeiterverbände hemmen zu können; ihre Losung wurde: Divide et impera! Die Konzentration, die heute zum Wesensbild unseres Wirthschaftlebens gehört, ist aber auch hier, nicht nur im Lager der Unternehmer, wahrnehmbar: die schwächeren Arbeiterverbände der selben Kategorie unterliegen meist den stärkeren, werden von ihnen aufgesogen und die Entwickelung neigt einem Zustand zu, wo jeder große Berufszweig nur noch durch eine mächtige Gewerkschaft vertreten sein wird. Darin glaubte man ein besonders gefährliches Symptom sehen zu müssen; für ängstliche Gemüther, auch für Männer, die noch immer patriarchalisch über ihre Arbeiter herrschen möchten, mag diese Tendenz wohl auch etwas Erschreckendes haben. Kann der Einzelne, können auch nur die Einzelnen aber diese Bewegung aufhalten? Muß mit ihr, in seinem eigensten Interesse, nicht auch der Unternehmer rechnen? Die Entwickelung unserer Wirthschaft bis zu ihrer heute überall bewunderten Höhe hat weniger Zeit gefordert als je in der Erdgeschichte ein ähnlicher Wachsthumsverlauf; und wie wir immer ermöglicht haben, uns den rasch wechselnden Verhältnissen anzupassen, so ist auch auf dem Gebiete der Arbeiterfragen eine neue Norm gefunden worden, die dem Menschen giebt, was dem Menschen gebührt, und, wenn sie auch Kämpfe nicht ausschließt, doch beiden Parteien den Weg zur Verständigung weist.

Ich will von den Tarifabkommen, den Tarifgemeinschaften sprechen, über die man heute, nach reichlicher Erfahrung, schon urtheilen und denen man nachsagen darf, daß sie sich als ein zur Vorbereitung des sozialen Friedens brauchbares Werkzeug erwiesen haben. Deshalb werden sie auch von der radikalen und offiziellen Sozialdemokratie mit schlecht verhülltem Mißtrauen betrachtet; die Genossen fühlen, daß ihnen von dort ernstere Gefahr droht als von der Bourgeoisie. Für die Sozialdemokratie ist der Kampf der Normalzustand, für die Gewerkschaften, wenigstens für die großen und starken, ein Ausnahmezustand, den sie zu beseitigen trachten, weil sie nur im Frieden die täglich wachsenden Ansprüche, die an sie gestellt werden, befriedigen können. Gerade deshalb haben die Arbeiterverbände sich ja entschlossen, Tarifabkommen über Lohn- und Arbeitverhältnisse mit den Unternehmern abzuschließen. Weitsichtige Unternehmer mußten daraus die Konsequenz ziehen und, zuerst nach Berufen, dann durch Koalition starke Verbände bilden. Das ist selten geschehen. Der straffen Organisation und der praktischen Wirksamkeit der Gewerkschaften hat man nur an einzelnen Stellen eben so starke Unternehmerverbände entgegenzusetzen vermocht. Verbürgt sind die in den Tarifabkommen beschlossenen Sätze, ist ihre unangefochtene Haltung in beiden Lagern aber nur, wenn auf beiden Seiten kräftige Körperschaften ihnen Autorität sichern. Das wird mindestens so lange wahr bleiben, wie die oft ersehnte, oft verheißene Rechtsfähigkeit der Berufsvereine noch immer nicht Ereigniß geworden ist. Daß unsere Gesetzgebung, die sich sonst doch mit allem Möglichen und Unmöglichen befaßt und deren Maschine kaum je stillsteht, auf diesem wichtigsten Gebiet noch immer nichts Positives geleistet hat, ist sehr zu bedauern. Nun haben wir ja sehr starke und einflußreiche Unternehmerverbände; meist aber und gerade in der Heimath der großen, viele Tausende von Arbeitern beschäftigenden Industrien sind diese Verbände immer noch auf einen Patriarchalismus einge-

schworen, der in einer nach freier Koalition verlangenden Zeit nicht mehr lebensfähig ist. Oft sind die Unternehmer selbst weniger schuld als die Herren, die als Beamte die Verbandsgeschäfte führen. Gerade diese offiziellen Syndici oder Generalsekretäre fühlen recht oft das Bedürfniß, päpstlicher zu sein als der Papst, und glauben, durch nachdrückliche Betonung des Unternehmerinteresses diligentiam prästiren zu müssen. Wenn dieser Uebereifer sie nicht blendete, müßten gerade sie (viele von ihnen haben in der Erfassung und Lösung wirthschaftlicher Probleme Vorzügliches geleistet) doch, statt Unhaltbares ohne Spiritus zu konserviren, für die Verbreitung der Erkenntniß wirken, daß unsere Wirthschaftverfassung sich aus einer absoluten in eine konstitutionelle gewandelt hat, und die Unternehmerverbände dieser Wandlung zeitgemäß assimiliren. Dabei kann der Grundsatz, daß für eine gesunde Entwickelung unserer Volkswirthschaft und für die Erhaltung ihrer Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt eine gewisse Ellbogenpolitik der Arbeitgeber unentbehrlich ist, zu unverhülltem Ausdruck kommen; rückhaltlose Offenheit und genaue Abgrenzung der beiden Einflußsphären wird diese konstitutionellen Verhandlungen nur fördern. Voraussetzung ist allerdings, daß auch die Unternehmer Männer bestellen, die fähig und bereit sind, diese schwierige Arbeit zunächst für ihre speziellen Berufsgebiete, darüber hinaus aber im Interesse unserer gesammten Volkswirthschaft zu führen. So lange die Auffassung vorherrscht, nur eine absolutistische Leitung verbürge das Heil und die Existenzmöglichkeit eines Unternehmens, werden die Kämpfe nicht aufhören und von der zunehmenden Verbitterung wird die Sozialdemokratie den Vortheil haben.

Hier liegt eine Aufgabe für weitblickende Unternehmer. Sollte es nicht möglich sein, über das einseitige Klasseninteresse hinweg, das der sozialdemokratischen Agitation die Haupttriebkraft liefert, zu einem Ausgleich der Klassengegensätze in höherer kultureller Einheit zu gelangen? Die Probe auf das Exempel ist durch die Wirksamkeit mancher Tarifabkommen schon gemacht; nirgends mit mehr Glück als im deutschen Buchdruckgewerbe, wo die Tarifgemeinschaft Arbeitgeber und Arbeitnehmer bindet und selbst gegebene Gesetze seit zehn Jahren den Frieden ohne nennenswerthe Störung bewahrt haben. Das Beispiel gerade dieser Tarifgemeinschaft zeichnet den Weg vor, auf dem auch in anderen Gewerben eine dauernde Einigung möglich werden kann. Der zuletzt im Jahr 1901 auf fünf Jahre abgeschlossene Vertrag läuft im Herbst ab. Daß er sich als so wirksam bewährte, hat in patriarchalisch gestimmten Unternehmergemüthern ängstliche Beklemmungen verursacht; besonders im Saarrevier, wo der Nietzscheschüler Dr. Tille die Geschäfte des Unternehmerverbandes der Saarindustrie führt. Um die Propaganda, die diese Tarifgemeinschaft durch ihr Beispiel macht und deren Erfolg auch in anderen Gewerben fühlbar werden könnte, zu hemmen, hat die Großindustrie des Saargebietes beschlossen, alle Druckereien zu boykottiren, die sich zu dieser Tarifgemeinschaft bekennen. Die Unternehmer haben also ein Mittel angewandt, das sie selbst sonst (und mit Recht) grundsätzlich verwerfen. Nun ist freilich die Tarifgemeinschaft des Buchdruckgewerbes viel zu fest stabilirt, als daß sie den Versuch eines solchen Boykotts tragisch zu nehmen brauchte; für den Volkswirth, den Politiker, den Sucher sozialen Friedens ist es aber betrübend, zu sehen, daß Männer von hervorragender Intelligenz eine gesunde Entwickelung so unklug zu stören trachten. Wenn Herr Dr. Tille, statt seine ganze Verstandesschärfe und Energie auf den Kampf gegen die Tarifgemeinschaft des deutschen Buchdruckgewerbes zu verwenden, auch auf dem seiner Obhut anvertrauten Verbandsgebiet Unter-

nehmerorganisationen schüfe, die bereit sind, eben so offen und loyal mit ihren Arbeitern zu verhandeln, wie es die Druckereibesitzer gethan haben, dann würde er seinen Auftraggebern und der Gesammtheit einen großen Dienst leisten; dann könnte auch in den großen Arbeiterverbänden viel schneller noch als bisher die Erkenntniß reifen, daß nur auf dem Wege der sozialen Entwickelung ohne Klassenkampf eine bessere Zukunft für unsere nationale Arbeit zu erreichen ist. Der Centralkommission der Gewerkschaften müßte eine an Kraft und Kompetenz gleiche Centralkommission der Unternehmerverbände gegenüberstehen. Gerade hier sind besonders für die ersten Stadien dieser Entwickelung mon nöthiger als measures. Männer, die, über den uns als ewige Krankheit anhaftenden Kastengeist und Klassenhochmuth hinweg, bewußt am Werk einer höheren kulturellen Einheit auch für unser Wirthschaftleben arbeiten.

Hannover-Burgwedel. Dr. Max Jänecke,
Mitglied des preußischen Landtages.

Mukden.

Die Nacht schien stürmisch und bedrohlich werden zu wollen. Mit ihrem ungeschlachten, wie die Sünde schwarzen, aus Wolkenhaufen, Kälte und Finsterniß bestehenden Körper lag sie auf Mukden. Ein schneeloser Winterwind, der die Kleidung und den Körper wie mit einer Unzahl kalter glatter Nadeln durchbohrte, heulte und brauste in der finsteren Weite wie ein Thier, das sich von der Kette losgerissen hat und vor Wuth brüllt. Bald pfiff er in den Tiefen der Nacht und rauschte wie ein entfernter Wald, bald rückte er wie ein riesiger Eisenbahnzug heran, flog als breite, feste Wand mit Getöse und Geheul einher, schlug im Anlauf auf die Erde, erhob sich, lief durch die Gassen, polterte in unsichtbaren Thoren, klopfte an stille, verborgene Häuser, rüttelte an den Aushängeschildern chinesischer Läden, Apotheken und Garküchen. Dann flog er weiter, pfiff und heulte in der Ferne. . .

Mukden schlief. Schon längst war das unruhige Geknarr der zweirädrigen Karren verhallt; kein betäubendes Peitschengeknall mehr, kein Wiehern von Eseln und Mauleseln. Verschwunden war der bunte, geschwätzige Schwarm der langzöpfigen Söhne des Himmels, die kauften und verkauften, ritten und zu Fuß gingen, arbeiteten und feierten. In den breiten, graden Straßen lag Finsterniß, wirbelten Windstöße, sah man kaum die schweigenden, kahnförmigen Dächer und die schweren Thürme der Innenthore, von denen ein Wächter den Sonnenuntergang mit den schrillen Tönen langer, kupferner Trompeten anzeigt; zwei Reihen hoher, mit Lapis-Lazuli bedeckter, vergoldeter und versilberter Säulen, oben mit gemustertem Gitterwerk aus Drachen, Schlangen und vertrackten Buchstaben gekrönt, die die Tugenden der Kaufleute und die Vorzüge ihrer Waaren preisen, rücken Einem lautlos entgegen und ertrinken in der Finsterniß der Straßen. Da ist in einer Thür eine schmale goldene Ritze entstanden und durch die Wand dringt ängstliches Knarren und leises Summen: ein armer Weber, der, über seinen Stuhl gebeugt, die Nacht durch Arbeit verkürzt. Da schimmert hinter einer Ecke in einem trüben kleinen Fenster röthlich gelbes Lampenlicht; ein kahler, glatter Schädel, wie eine Kugel aus Elfenbein, darunter eine riesige Schildpattbrille: ein alter Juwelier setzt für die Tochter eines dicken Würdenträgers Amethysten und Türkise in eine

Schmetterlingshaarnadel; aus der Papierlaterne eines Polizisten schimmert mattes Licht mit schwarzen Figuren; über der Laterne zeigt sich ein schwarzrother Ring und darüber bewegt sich ein bronzefarbiges, breitknochiges Gesicht mit thierischem Späherblick schräger Schlitzaugen. Da dringen Fetzen von Tönen einer weinerlich singenden dreisaitigen Geige und die lauten Schläge eines kleinen Gongs herüber: eine gelbhäutige Priesterin der Liebe bethört mit ihrem Zauber einen aus der Umgegend zugereisten Witwer. Und wieder ist Alles finster und öde, wieder ein Chaos von Wolken, Dächern, Thürmen und Säulen; und Wind . . Wind . . .

Mukden, das von Unruhe, Licht und Geschrei ermüdete, schlief. Sie konnten aber nicht schlafen, hatten kein Recht dazu und gingen schon manche Werst. Den ganzen Tag hatten die Soldaten sich auf der Station in einer der zahllosen Kanzleien abgequält, in die sie vom Schlachtfelde gekommen waren und von wo sie einen Transport begleiten sollten. Hier aber regirte und kommandirte Alle ein Papier, ein Fetzen beschriebenen und mit Stempeln versehenen Papiers. Und die drei erschöpften, müden und hungrigen Soldaten wurden zurückgeschickt, weil das von ihnen überbrachte, gar nicht so wichtige, auf dem Schlachtfeld ausgefertigte Papier nicht so abgefaßt war, wie eine Kanzleivorschrift es verlangte. Das Papier strafte die Menschen, denen nun bevorstand, sich in der Finsterniß und in der bitteren Kälte ohne Essen und Trinken fünfundzwanzig Werst weit zu schleppen. Und die drei Soldaten schlenderten aufs Gerathewohl durch die riesige fremde Stadt; Blei an den Füßen, im Herzen wehe Müdigkeit, die Wuth eines Hundes, der die Hand des prügelnden Herrn leckt, und den unbezähmbaren Wunsch, sich auf ein niedriges warmes Bett zu legen und einen tiefen, gleichmäßigen Schlaf zu thun, den kein Kanonenschuß, kein Schrei stören kann. Aber der Soldaten wartete ein unangenehmer Weg und ein Lager in kalten Erdhöhlen. Sie schritten dahin, von der Kälte gekrümmt, und legten die mit jeder Werst schwerer werdenden Gewehre von einer geschwollenen Schulter auf die andere. Im Innern aber hob und senkte sich Etwas, wie die toten Wogen des schaukelnden Meeres, wälzte sich Etwas hin und her und fletschte die Zähne, wie ein wildes Thier. Der Sturmwind sang sein rauhes Lied über ihnen und jagte finstere, unbestimmte Haufen vor sich her. Da bewegte sich noch einmal eine schwarze, weite Oeffnung auf sie zu: es war der Durchgang des fünften Innenthurmes. . . Kaum wollten die Marschirenden in die Oeffnung untertauchen, als drüben zwei blinzelnde, helle Augen aufflammten: statt der Pupille war da ein Lampenflämmchen, das Weiße des Auges ersetzten vernickelte Scheinwerfer, die Büschel zitternden, weißen Lichtes auf die wie von Blattern zerfressenen, schmutziggrünen Wände warfen. Schallendes Getrappel von Füßen in leichten Pantoffeln, schneller, keuchender Athem, zitternde Laternen, ruhiger Schlangenlauf der Räder mit Gummireifen. . . Die Soldaten hatten kaum Zeit, auf die Seite zu treten und einem Rikscha Platz zu machen, in dessen Wägelchen ein Offizier mit verschneiter Pelzmütze hin und her schaukelte.

Die Pelzmütze schaukelte stärker; plötzlich traf ein dösiger Ruf die Soldaten und gröhlte im Thurmgewölbe: „Still gestan . . . Wer da? Zum Teufel!“

Es roch metallisch nach ordinärem Branntwein. Der Rikscha blieb stehen und athmete wie ein erschöpfter Karrengaul mit dem ganzen Körper. Es war, als könnte man hören, wie das Herz in seiner Brust und das Blut in den Adern schlug. Die Pelzmütze schaukelte wiederum und fragte hölzern und stotternd: „Wo . . . Von welchem Krement? Na?!“

„Hundertsiebenundzwanzigstes Donregiment, Herr Lieutenant . . ."

„Ah . . . Schert Euch fort! Vorwärts, Kerl!" Darauf folgte ein Faustschlag in den Rücken. Der Rikscha schrie bös und kläglich auf. Das Wägelchen zitterte. Die schneeweiße Pelzmütze und der schnelle Athem des Menschenpferdes entfernten sich. Zitternde weiße Lichtbündel liefen den Weg entlang und rissen gleichsam aus den Armen der Finsterniß und Kälte bald einen vergoldeten und geflügelten, geschweiften, stachligen Drachenrücken, bald grüne und blaue Ladenthüren mit bunten Inschriften, bald graue Vertiefungen im Weg, bald Fenstertheilchen, in deren Scheiben feurige Thränen aufleuchteten und herabtropften . . .

„Was wollte er von uns?" fragte verständnißlos und leise der vorausschreitende Soldat, ein kleiner, blonder, lockiger Bursche mit schmalem Mädchengesicht.

„Besoffen! Den Herren gehts zu gut!" sagte deutlich und eindringlich ein Anderer, ein langer Schwarzer mit Adlernase. Seine Stimme klang gebieterisch und hatte ein dumpfes Rollen, das der Redende zu mäßigen und zurückzuhalten suchte, wie ein Reiter sein Pferd.

Sie schritten durch den Thurm und wandten sich nach rechts. Hier war die Straße schon breiter, wurden die Windstöße mächtiger. Sie warfen Einen fast um; man mußte sich mit der Brust dagegenstemmen. Unsichtbare Thore stöhnten, Aushängeschilder schlenkerten in der Finsterniß, Ketten aus schwarzgelben Dreiecken und Kreisen am Eingang zu Apotheken und mit langen bunten Papierstreifen beklebte Siebe am Thor der Gasthäuser. Es war, als ob da Jemand mit knöchernem Finger klopfte, schnalzte und sich bemühte, die Vorübergehenden zu packen.

„Unsereins wird wegen solchen Dreckes überall herumgejagt", meinte wieder der Blonde; und aus seinen Worten klang zornige Empörung. „Denen da ist Das ganz schnuppe!"

„So gehts mal in der Welt!" sagte der lange Schwarze, wie vorhin deutlich und eindringlich. „Was der Eine darf, darf der Andere nicht. Hast den Rikscha gesehen? Der schindet sich den lieben langen Tag wie ein Karrengaul, verdient im Schweiße seines Angesichts eine Kopeke und muß dafür jeden Betrunkenen, der ihn in den Rücken stößt, schleppen. Einer reitet auf dem Anderen."

„Ist denn Das nach Deiner Meinung richtig?"

„Ueberleg' doch mal: wer ist eigentlich der richtige Arbeiter: der Rikscha, wenns auch ein Chinese ist, oder Der mit Sporen?"

„Verfluchtes Leben! Meiner Tage kein Ende!" Der Lockenkopf antwortete nicht direkt auf die Frage und schlug, als wenn ein Tisch vor ihm stände, mit der Faust vor sich nieder.

„Ja . . . Ich will Euch noch was sagen: Habt Ihr gehört, wie unsere Verwundeten nachts von Sadepu gebracht wurden? Da kamen sie in ein kleines Dorf; bei viehischer Kälte. In dem Dorf aber lag der Divisionär mit seinem Stab. Da wurde ihm gemeldet: Unsere Verwundeten erfrieren, die Träger sind matt; wollen Sie uns nicht das Dorf überlassen? Nu natürlich: Nein und wieder Nein! Da zogen sie denn ab. Sollen sehr Viele erfroren sein. Daraus folgt nun, daß Jeder ein Recht hat: nämlich zu sterben, wo er will; ein anderes aber giebts für uns nicht." Er sprach ruhig und gleichgiltig. Doch seine kalten, deutlichen Worte fielen wie Tropfen geschmolzenen Zinns in die dunklen, gequälten Seelen seiner Gefährten und in ihnen siedete Etwas auf, wie brennendes Harz.

„Sind wir Hunde?“ stöhnte der Lockige. „Verflucht! . . .

„Ja, wir haben schon allerlei Frechheiten gesehen. In Rußland hat man uns nicht gefragt: ‚Willst Du gegen die Japaner Krieg führen und muthig draufloßgehen?‘ Ich meine: wir müssen nur erst etwas klüger werden, daß wir entscheiden, wer die Henne ist und wer das Ei!“

„Reg Dich nicht auf, Andrej!“ meinte der dritte Soldat, ein stämmiger, bärtiger Mann; und fügte unruhig hinzu: „Wird da nicht geschossen?“

Durch den Sturmwind drangen leise, dumpfe Schläge und schwammen in der Höhe dahin. Es war, als würde irgendwo mit großen, dick mit Filz umwickelten Hammern auf Erz geschlagen. In unbekannter Ferne begann der Kampf: und vielleicht starben dort schon Menschen. Die Soldaten schraken auf. Dann ging Jeder in sich, vertiefte sich in seine qualvollen, zornigen Gedanken, in das bange Räthsel, das Andrej aufgegeben hatte; und horchte auf die dumpfen Schläge.

— —

Zwei qualmende Laternen beleuchten trüb eine weiße Tafel mit rother Inschrift: „Restaurant Dalnyi. Cabinets particuliers.“ Ein paar glänzende Goldstreifen legen sich durch die Luft schräg auf den Boden. Sechs, sieben Rikschas dröseln in Erwartung von Fahrgästen, wie kleine Kinder zusammengerollt, in der Tiefe ihrer Wagen. An einer Stange klatscht eine dreifarbige Fahne und läuft und läuft fortwährend auf einer Stelle. Feines Gläserklingen, Klappern von Tellern und Messern, hastige Schritte und disharmonischer Lärm und Gespräch dringen herüber.

Mürrisch nach dem Fenster hinschielend, schreiten die Soldaten schnell vorüber. Jeder fühlt, daß dieser fröhliche Klang, das warme Zimmer, der fette Geruch einer scharfgewürzten, wohlschmeckenden Brühe sie unwiderstehlich anzieht, lockt und schrecklich erregt und daß Körper und Geist unsinnig nach Speise und Ruhe gieren. Sie wenden sich links in eine Gasse, in der Wirthschaftgebäude stehen und die schwärzlichen Ueberreste verbrannter Häuser den Boden bedecken. Aber auch hier stoßen die Soldaten auf einen glänzenden Lichtstreifen, der aus einem kleinen Fenster über die Gasse mitten zwischen zwei schwarzverkohlte, an ein Grabdenkmal erinnernde Säulen geworfen wird. Das Fenster ist mit einem seidenen Tüllvorhang halb verhängt, hinter dem sich die Köpfe der Sitzenden und die ganzen Gestalten stehender Herren und Damen abzeichnen. Laut und doch weich knallt ein Pfropfen; weibliches Lachen dringt hinaus und zittert wie Glasperlen. Dann hört man halblautes Sporenklirren . . .

Die Soldaten bleiben unwillkürlich stehen und treten, von krankhafter Neugier getrieben, hinter die verbrannten Säulen, von denen der Schrecken von Rauch und Feuer ausgeht; hier, von einer Erhöhung herab, bohren sie ihre Blicke in das Fenster.

Da sind drei Männer, Offiziere in aufgeknöpften Dragonerröcken, und zwei Weiber. Das Gesicht der Einen, die ein himmelblaues Kleid mit weißen Spitzen trägt, ist nicht sichtbar, da sie sich mit ihrem ganzen Körper gegen einen älteren Offizier lehnt, der mit dem Rücken gegen das Fenster sitzt und das blaue Frauenzimmer auf dem Schoß hat. Ein blasser, junger Offizier mit blondem, an beiden Enden aufgedrehten Schnurrbart gießt langsam Champagner in schmale, hohe Pokale, von denen topasfarbige Funken ausstrahlen. Der dritte Offizier, ein fetter, kahlköpfiger Herr mit goldenem Pincenez, steht daneben, hat die Daumen in seine Reithosentaschen gehakt und wippt sich lächelnd auf den Hacken. Auf dem Tisch,

zwischen Tellern mit Früchten, halbleeren Gläsern und angebrochenen Konservenbüchsen, hockt eine rothlockige Schöne mit dunklen, umschatteten Augen im ponceaurothen japanischen Schlafrock mit Goldstickerei. Sie bewegt die entblößten, rosigen Arme und singt mit brennendrothen, Küsse heischenden Lippen ein Lied. Die Worte sind nicht zu unterscheiden, sind vielleicht überhaupt nicht zu verstehen; aber es ist ein schamlos freches Lied, ein Lied satter, fauler, selbstzufriedener Wesen, ein Lied des Geldes und des Weines, ein freches Gelächter und eine Herausforderung der Armen, die erschöpft in den öden, kalten nächtlichen Straßen umherwandern. Und von den Worten, die aus den brennenden Lippen des rothhaarigen Frauenzimmers fliegen, lachen die Blicke der Offiziere und über die Gesichter läuft ein wollüstiges Zittern. Das schamlose Lied schwebt, von gleichmäßigen Bewegungen der nackten Arme begleitet, dahin; schwebt und schwirrt wie ein Glasschmetterling gegen die Scheiben, als wolle es hinaus zu Denen, die sich hinter den verkohlen Säulen verstecken, als wolle es in ihren Ohren die entfernten Schläge der in Filz gewickelten Hammer übertönen . . .

„Da zechen die Herren für fremdes Geld und hier sterben Menschen vor Kälte!" In hartem Ton flüsterts der Schwarze zwischen den Säulen hervor.

Der Stämmige mit dem Barte knurrt mürrisch: „Zu Hause verreckt das Vieh vor Hunger"; und schimpft leise.

Das ponceaurothe Frauenzimmer winselt wie eine Geige, beugt sich zurück und stößt mit einer schamlosen Bewegung ihres hübschen, in einem feinen Pantöffelchen steckenden Fußes dem fetten Offizier das Pincenez von der Nase. Dröhnendes Gelächter ertönt. Der Offizier packt mit einer Hand die rothlockige Schöne, mit der anderen hebt er einen Pokal mit funkelndem Champagner in die Höhe und beginnt, irgendwas zu reden.

Der junge Soldat draußen zittert und wird bleich wie der Tod. Seine Lippen schließen sich ohne jeden Laut fest zusammen und seine Hände heben langsam das Gewehr. Da legt sich die schwere Hand des Schwarzen auf die Schulter des Lockigen. Leise, doch gebieterisch spricht der Schwarze: „Warte! Ich schieße besser. Warte, sage ich." Und seine Worte gehen in pfeifendes, haßvolles Flüstern über.

Das Gesicht des Soldaten wird im Lichtstreifen fürchterlich. Die Brauen schieben sich am Nasenrücken zusammen. In seinen Augen glänzt etwas unerbittlich Kaltes, Stahlscharfes. Im Nu hat der Schwarze angelegt: und ein Schuß durchschneidet die Luft mit feuriger Peitsche, klatscht dann und dröhnt in den Ohren. Und durch den Pulverrauch kann man sehen, wie der Pokal in den Händen des Offiziers schwankt, wie der Wein verschüttet wird, wie ein paar Hände ungeschickt vorwärts in die Luft greifen und wie die rothen, blauen und schwarzen Flecke von Kleidern und Menschen sich vermischen und hin und her laufen . . .

Wieder herrscht tiefe Finsterniß. Windstöße. Immer häufiger werdende Schläge der großen Hammer. Die Soldaten laufen mit angehaltenem Athem durch dunkle Gassen und verstecken sich immer tiefer in die geheimnißvollen Schluchten der riesigen Stadt. Und es ist, als laufe, heulend und pfeifend, die Finsterniß selbst mit ihnen; und die ungeheuren Wolkenhaufen, die Häuser, Säulen, Kanonen- und Flintenschüsse da draußen: Alles läuft mit . . .

Das Unwetter wüthet nicht schlecht. In der Tiefe der Nacht krähen die ersten Hähne. Sie grüßen den Tag, mit dem die Gräuelzeit von Mukden beginnt.

Konstantin Alexandrowitsch Kowalskij.

Die Dämonen.

Die Dämonen. Roman von F. M. Dostojewsskij. Deutsch von E. K. Rahsin. München, R. Piper & Co.

Die russische Dichtung ist die Dichtung eines jungen Volkes. Nicht das Alter, sondern die Gluth, die Unausgebranntheit der Seele entscheidet über die Jugend der Völker. Ursprünglich sind alle Völker gleich alt und gleich jung. Ein noch heute junges Volk aber, wie das russische, ist nach wie vor der Erde und dem Chaos nah. Für seine Seele ist noch Alles Räthsel und Geheimniß in der Welt und der Mensch selbst eine dunkle Sehnsucht nach Schauen und Erkennen. Die Mystik des russischen Volkes: die ist seine Jugend, die ist seine Primitivität, aber auch seine Kraft und die Ekstase, mit der und in der es sich einst hinausringen wird über sich selbst; in dieser Mystik allein liegt seine Zukunft und seine Bestimmung. Die innere Kultur Rußlands wird immer nur eine religiöse und, wenn man das Wort nicht scholastisch, sondern menschlich versteht, sogar nur eine theokratische sein können. Der Germane wird vorher die vielleicht größte äußere Kultur schaffen, die je die Erde gesehen: geistig ist er der geborene Ideenträger und oft noch kann er als Plato oder Kant wiederkehren. Aber geborener Glaubenskünder ist heute allein der Slave; und nur eine slavische Mutter könnte, wenn es dereinst Abend geworden in der westlichen Menschheit und der Germane sich ausruht, aus der östlichen Welt noch einmal Buddha oder Jesus gebären.

In der Mitte der russischen Dichtung steht Dostojewskij. Er ist das centrale Genie Rußlands: Genie im allerhöchsten schöpferischen Sinn eines Mannes, der nie vor ihm Dagewesenes aus dem Boden schlägt. In Dostojewskij ist der russische Volkscharakter zum ersten Male zur verkörperten Weltanschauung, zu Wort und Sprache und als ganzes Lebenswerk zu einem einzigen großen Epos geworden. Aehnliches ließe sich freilich auch von Tolstoi sagen, aber Tolstoi ist neben Dostojewskij doch mehr der Ausdruck der slavischen Ruhe, des stillen, schweigenden, eben erst aufhorchenden Landes, des schweren und noch stumpfen, aber in seiner Stumpfheit urgesunden und Zukunft witternden Bauernthumes. Dostojewskij dagegen ist der Ausdruck des russischen Wahnsinns, der Tragoedie im Slaventhum, die Fleischwerdung all seiner mystischen Verinnerlichung und hektischen Geladenheit. Dostojewskij hat, wie Tolstoi, das Epos des russischen Lebens geschaffen; aber er hat es großartiger gethan. Er hat dieses russische Leben nicht nur mit einem unerschauten Gestaltenreichthum ausgestattet, der ganz Rußland, der das ganze Slaventhum in all seinen verschiedenen Nationalitäten, Kasten und Typen, vom einfachen Muschik bis zum petersburger Aristokraten, vom Nihilisten bis zum Bureaukraten, vom Verbrecher bis zum Heiligen, in tausend Nuancen umfaßt: Dostojewskij hat noch mehr gethan, hat ihm auch die Offenbarung einer bewußten russischen Weltanschauung gegeben.

Dostojewskijs eigentliche That ist, daß er Rußland eine Mythologie geschaffen hat; dem modernen Rußland eine moderne, eine naturalistische, eine psychologische Mythologie, herausgeholt nicht aus den Nebeln der Vorwelt, sondern aus denen der Seele. Die Mythologie eines Volkes ist die Verkörperung seines Urwesens in Urfiguren: in dieser Weise mythologisch aber kann in jedem Augenblick in der Entwickelung eines Volkes geschaffen werden; es kommt nur darauf an, daß man seine innerste Wahrheit über sich selber aus ihm heraufschöpft. Auch die Götter entsprangen einst

leibhaftig und gegenwärtig einem Menschenauge, dem ersten, das sie in innerer Phantastik erschaute, und sie lagen nicht etwa um ganze Schöpfungringe genetisch zurück, wie die Menschen dann später glaubten. Trotzdem wird in der Regel die Mythologie eines Volkes an seinem Anfang, an der Wende von seiner vorgeschichtlichen zu seiner geschichtlichen Zeit liegen: sie ist das Erste, was das Volk sich schafft, und sie ist zugleich die Schicht, auf der es dann weiterschafft. Fast alle großen Nationalliteraturen bauen sich denn auch auf solcher mythologischen Vorarbeit auf, die einst schon die Ahnen in unbewußter Dichtung geschaffen haben. Bei dem russischen Volk ist Das nicht der Fall: es besitzt nur die Geschichtberichte seiner Chroniken und dann wohl auch reiche Sagen und Märchenwelten, aber doch kein centrales Nationalepos im Sinne etwa der Ilias und der Nibelungen, kein grandioses Panorama seiner Vorzeit, in dem seine Ueberlieferungen und Sinnbilder, seine Nationalhelden und Nationalstoffe zusammengeschmolzen wären. Eben deshalb hat auch die russische Dichtung, wenn man sie auf ihre Ursprünge hin ansieht, immer etwas Basisloses; die Fundamente scheinen zu fehlen. Das wurde erst von Dostojewskij ab anders. Vor ihm hatten Puschkin und Lermontow sogar noch in romantischen Formen den russischen Ton gesucht. Jetzt holte Dostojewskij, nach Gogols Vorgang, all das Jahrhunderte lang Versäumte nach, stellte breit und mächtig eine russische Typologie auf und gab so, indem er das russische Leben in seinem naturalistischen Nationalcharakter ergriff und bis auf seinen mystischen Untergrund aufdeckte, auch der russischen Dichtung ein für alle Mal und endgiltig ihren Nationalcharakter. Wie französische Dichtung immer skeptisch, deutsche Dichtung immer idealistisch ist, so wird russische Dichtung immer naturalistisch-mystisch sein, — oder sie wird nicht russisch sein.

Der Grund der ganzen Erscheinung, warum sich das russische Volk kein Nationalepos geschaffen, mag erstens in der überstark partikularistischen, beständig decentralisirenden Rasseentwickelung gelegen haben: man bedenke nur, daß unter einem Dutzend anderer Nowgorod, Kiew, Moskau und schließlich Petersburg die wechselnden, den Entwickelungsgang kreuz und quer, bald nach Norden, bald nach Süden, verschiebenden Entwickelungmittelpunkte gewesen sind, und zwar unter ganz anders großen Entfernungen und tragischen Umständen, als wir sie etwa in Deutschland gehabt; denn unsere Entwickelung ist, gegen die russische gehalten, eine durchaus ruhige gewesen. Dann aber lag auch viel Schuld im russischen Nationalcharakter selber, in der ganzen Monotonie der slavischen Lebensstimmung. Der Slave träumt, aber handelt nicht, sein Weltbild ist monistisch, nicht dualistisch, das Sein ist für ihn Fatum, Verhängniß, nicht Wille und Gegenwille, ist Gefühl, nicht That. Das Alles konnte im einzelnen Volkslied lyrisch ausströmen, aber niemals in wilden Szenen und unter gewaltigen Kontrasten sich plastisch zusammenballen. Gewiß weitet sich in der russischen Wirklichkeit diese Lyrik unwillkürlich zum Epos, zum Epos der Steppe, der Ferne und der Grenzenlosigkeit. Aber eben dies Epos ist dann so riesengroß und ungeheuer, daß es alle Tragoedien wie Winzigkeiten verschlingt und schließlich doch immer nur die Lyrik zurückbleibt. Dennoch ist auch für den Slaven, wie für jeden Menschen, das Leben Kampf und damit Drama: nur daß dieses Drama sich bei ihm viel kontemplativer, quietistischer, eben psychologischer abspielt. Selbst wenn es sich in rasenden und sogar gräßlichen Thaten ausrollt (wie bei Dostojewskij immer), selbst dann ist noch der Hintergrund die

Seele, ist das Motiv ein inneres, kein äußeres, ist das Heldenthum verschwiegen und still nach innen gekehrt und nicht etwa die starke und über sich klare Heroik des Westeuropäers. All diese Züge russischen Volksthumes aber kehren im Schaffen Dostojewskijs wieder: Tragoedie jagt Tragoedie, doch die ewige Epik des Slaventhumes nimmt sie auf, und was schließlich am Tiefsten wirkt, ist die Lyrik.

In der Wirklichkeitmythologie, die Dostojewskij geschaffen, ist die Mystik das Bedeutsame für Rußland, doch die Wirklichkeit, die besondere Art, in der Dostojewskij Wirklichkeit gegeben, ist das Bedeutsame für die Welt. Unter den Dichtern des neunzehnten Jahrhunderts gehört er zu den ganz Wenigen, die nur Neues, die nur nach vorn, nur in ständigem unterirdischen Zusammenhang mit der allgemeinen Civilisationentwickelung geschaffen haben. Für ihn gab es keine Tradition mehr: nicht die „schöne" Tradition der Antike noch die „wilde" irgend einer Romantik. Die einzige Basis, auf der sein Werk ruht, ist seine Zeit. Der moderne Zug allein hätte noch nicht genügt, um Dostojewskij seine überragende Stellung zu geben und den großen Epikern anzureihen. Modern waren auch schon die englischen Realisten des achtzehnten und die französischen Realisten des neunzehnten Jahrhunderts: Defoe, Balzac, Flaubert, Zola, Maupassant. Aber es war immer noch erst eine mehr sachliche, unpersönliche, einfach berichtende Modernität. Einzig Goethe grub den Realismus mehr in das Seelische und Ewige ein, dadurch, daß er ihm den Grund der Natur und der aufkommenden Naturwissenschaften legte. Doch erst Dostojewskij ist noch weiter gegangen und hat, nicht mehr als halber Romantiker wie Tolstoi, sondern als ganzer Naturalist gezeigt, wie auch das moderne Leben wieder seine Mystik und seine Phantastik hat. Realistisch von diesem modernen Leben erzählen, sogar mit noch vollerer, runderer, körperhafterer Gestaltungskraft, als sie Dostojewskij besessen, der bei der Zeichnung selbst der deutlichsten Charaktere stets etwas Gespensterhaftes behielt, dabei wuchtig und breit in der Ausführung: Das konnte auch Tolstoi. Aber das moderne Leben in seiner inneren Dämonie ergreifen, mit seinen neuen Schönheiten und Häßlichkeiten, seinen neuen Sittlichkeiten und Unsittlichkeiten, und den Naturalismus, statt ihn etwa gar zur Kopie zu erniedern, in Vision wieder auflösen: Das konnte erst Dostojewskij.

Die „Dämonen" haben von dieser inneren Dämonie ihren Namen. Sie zeigen, mit welcher Macht und Unheimlichkeit sie in der Staats- und Gesellschaftauffassung des Russen durchschlagen kann. Dostojewskij hat fast in jedem seiner Bücher ein Sondergebiet russischen Seelenlebens aufgedeckt und hell gemacht. „Verbrechen und Strafe" (Raskolnikow) war sein moralkritischer und der „Idiot" war sein ethisch-mystischer Band. Die Dämonen, 1871 bis 1872 geschrieben und der dritte in der Reihe seiner großen Romane, sind sein revolutionäres Epos. Das politische und soziale Gebiet ist gewissermaßen das mittlere und vermittelnde, das der slavische Ideologe auf seinem Wege zum religiösen und theokratischen trifft. Die Sehnsucht des Slaven ist: gut zu sein und Gutes zu thun, schuldlos zu sein und alle Menschen zu lieben. Die Macht, die ihn daran hindert, ist der Staat. Und doch, sieht er ein, könnte gerade ein vervollkommneter Staat an dieses Ziel führen. Zu dem politischen Utopismus, der sich bis zur politischen Mystik steigern kann, kommt die Minderwerthigkeit und Unwürdigkeit des staatlichen Gefüges, in dem das Slaventhum vorläufig politisch repräsentirt wird: des russischen Reiches. Nicht nur Schwärmerei, auch Freiheit und Gerechtigkeit, die unterdrückt und mißhandelt werden, der Ekel

vor einer verkommenen Gesellschaft, die Unhaltbarkeit eines verrotteten Wirthschaftlebens führen die russische Jugend zur Politik. Wie ein Fieber ergreift sie die Menschen. Zahllose Typen heben sich ab: nihilistische Helden, sozialistische Doktrinäre, Slavophilen, Patrioten; Fanatiker, Maniaken, Idioten; dazu Reaktionäre, Bureaukraten, Blaustrümpfe, Dekadenten, russisches Publikum. Als Dostojewskij jung war, hat er selbst, wenn auch mehr passiv, an revolutionären Umtrieben theilgenommen. Dafür mußte er lange Jahre in Sibirien als Zwangsarbeiter zubringen. Später, als er schon längst der große russische Dichter war und Religion und Mystik bei ihm wieder an die Stelle der Politik getreten waren, erinnerten ihn neue Vorfälle an die Zeit, da auch sein Leben das russischste aller russischen Leben, ein politisches Leben gewesen war. So schrieb er die „Dämonen". Sie sind stofflich sein russischstes Buch. (Es erscheint jetzt zum ersten Mal in deutscher Sprache.)

Paris. Moeller van den Bruck.

Devisen.

Das Devisengeschäft, der Kauf und Verkauf von ausländischen Wechseln, umfaßt wichtige Zweige des internationalen Zahlungverkehrs. Je größer dieser Verkehr ist, desto weniger genügt die einfache Geldzahlung; das zu wählende Zahlungmittel muß vor allen Dingen auch geeignet sein, einen Ausgleich der verschiedenen Währungverhältnisse herbeizuführen. Eine einheitliche internationale Währung zu schaffen, ist nicht möglich, weil der Metallreichthum der einzelnen Länder verschieden ist. Die Staaten, die hauptsächlich Silber produziren, wie Mexiko, China und Indien, ständen vor dem Ruin, wenn ihnen heute die reine Goldwährung aufgezwungen würde. Die Doppelwährung bietet oft die Möglichkeit, hohe Goldreserven im Land zu erhalten. Frankreich, zum Beispiel, erfüllt seine Verpflichtungen gegen das Ausland in Goldzahlungen, kann dem Inland aber, dank der hier herrschenden Doppelwährung, minderwerthiges Silber aufnöthigen und dadurch seiner Staatsbank stets sehr hohe Goldreserven sichern. Im internationalen Waarenhandel wäre die Schwierigkeit des Zahlungausgleiches fast unüberwindlich geworden, wenn das Gold nicht eine allgemein giltige, von den herrschenden Währungen unabhängige Basis geschaffen hätte. Dieses einzige anerkannte internationale Zahlungmittel ermöglicht auch die Berechnung der fremden Wechselkurse. Für die Diskontpolitik der Reichsbank ist der Devisenkursstand also von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Sind die Kurse hoch, so droht die Gefahr der Goldausfuhr; um diese Gefahr zu verringern, muß die Reichsbank den Diskont erhöhen. Sind fremde Wechsel billig, so wird Gold eingeführt und das Centralnoteninstitut braucht keine Schutzmaßregeln zu ergreifen. Wenn der Zahlungausgleich sich nur zwischen zwei Kontrahenten vollzöge, die von einander kaufen und an einander verkaufen, dann wäre der Wechselverkehr sehr einfach, da die Forderungen meist kompensirt werden könnten. Die große Zahl der mit einander Handel treibenden Länder bewirkt aber, daß an den Börsen der Handel mit Wechseln im Lauf der Zeit so umfangreich geworden ist. Das Publikum weiß nicht viel vom Devisenverkehr und zieht aus den Schwankungen des Wechselkurses

deshalb selten zu rechter Stunde die richtigen Schlüsse. Ist starke Nachfrage nach fremden Wechseln, so gehen die Kurse in die Höhe; überwiegt das Angebot, so fällt der Kurs. Die Nachfrage aber hängt von der Größe der Verpflichtungen ab, die das Inland gegen das Ausland hat; hat das Ausland mehr zu zahlen als zu fordern, so ist das Angebot größer. Wenn man liest, die Reichsbank sei durch den für sie (also für ihre Goldbestände) ungünstigen Kurs der fremden Wechsel an der Herabsetzung des Diskontes gehindert, so ist damit gesagt, daß Deutschland mehr Waaren vom Ausland bezogen als ins Ausland verkauft hat, der Export hinter dem Import zurückgeblieben ist. Das ist natürlich kein erfreuliches Symptom. Seit dem ersten März 1906 gilt der neue Zolltarif. In einer Jahreszeit, wo sonst der Bankdiskontsatz 4 oder gar nur 3 Prozent war, blieb die Reichsbank diesmal bei 5 Prozent. Erst am dreiundzwanzigsten Mai empfahl der Reichsbankpräsident die Herabsetzung auf 4½ Prozent, weil der Status der Bank gekräftigt sei; zunächst aber könne der Diskont, namentlich mit Rücksicht auf den englischen Markt und die Devise London, nur um ein halbes Prozent ermäßigt werden. War in dieser ungewöhnlich langen Dauer hohen Diskontsatzes schon eine Wirkung der neuen Zölle zu sehen? Deutschland hat an das Ausland mehr zu zahlen und weniger von ihm zu fordern: deshalb war lebhafte Nachfrage nach fremden Wechseln und die Kurse stiegen. Der enge Zusammenhang von Handels- und Währungpolitik ist oft geleugnet worden. Die Reichsbank mußte nun, um unsere Goldwährung zu schützen, Schritte thun, die vielen wichtigen Faktoren des Wirthschaftlebens mißfielen. Wir haben ja schon erlebt, daß die Großbanken ein von der Reichsbank gewünschtes Steigen des Privatdiskontes verhindert haben. Solche Gegensätze können den Nutzen der Diskontpolitik in Frage stellen.

Der Kurszettel giebt die Notirungen für Wechsel auf kurze und lange Sichten (Fälligkeit bei Vorzeigung, nach acht bis vierzehn Tagen oder erst nach zwei bis drei Monaten), nennt den Ort, auf den das Papier lautet (Paris, London, New-York, Petersburg, Wien) ferner die Höhe der ausländischen Valuta, auf die sich die Wechselnotiz bezieht (100 Gulden, 1 Dollar, 100 Franken, 100 Lire), und den Preis, der in deutschem Geld für das fällige Papier bezahlt werden muß. Läuft der Wechsel über die in der Kursnotiz vorgesehene Frist hinaus, so kompliziert sich die Sache. Wenn, zum Beispiel, „Kurz London" (ein in acht Tagen fälliger Wechsel auf London) 20,50 notirt (für 1 Pfund Sterling sind 20,50 Mark zu zahlen) und ich einen Wechsel kaufe, der erst in vierzehn Tagen fällig ist, so hat mir der Verkäufer für die sechs Tage, die über die kurze Sicht hinausgehen, den jeweiligen Diskont zu vergüten. 1000 Pfund Kurz London würden in diesem Fall kosten: $1000 \times 20{,}50 = 20\,500$ Mark, davon abzuziehen 4 Prozent Zinsen für sechs Tage $= 13{,}65$, im Ganzen also 20 486,35 Mark. Bei Wechseln, die nicht so lange laufen, wie die Kurszettelnotiz vorsieht, ist im Allgemeinen vom Käufer für den früheren Verfall nichts zu vergüten. Fanatischen Gegnern des Börsentermingeschäftes bietet das Zeitgeschäft in Wechseln ein lehrreiches Beispiel für die Nützlichkeit des Terminhandels. Wer erst in einigen Monaten Waaren vom Ausland beziehen will, macht sich doch gewiß keines spekulativen Verbrechens schuldig, wenn er sich zum jetzigen Preis den in ausländischen Wechseln zu zahlenden Betrag sichert, für den er später vielleicht einen höheren Kurs zahlen muß. Wer die hier gebotene Chance verschmäht, ist ein schlechter Geschäftsmann. Auch beim Terminhandel muß eben gefragt werden, wie weit er einem wirklichen Verkehrsbedürfniß entspricht. Oft

wird beim Devisengeschäft noch ein anderes Moment übersehen: die Prüfung der Güte des Wechsels. Denn die Thatsache, daß die Wechsel an der Börse umgesetzt werden, beweist durchaus noch nicht, daß sie gut sind. Da giebt es keine Zulassungsstelle; wenn der Käufer sicher gehen will, sieht er sich den Verkäufer, der auf dem Wechsel als Girant steht, genau an. Ists eine große Bank, dann braucht er nicht weiter zu forschen: die Bank haftet ja für den Eingang der Wechselsumme; ists ein kleiner Bankier, dessen Bonität zweifelhaft erscheint, so soll man die Annahme des Wechsels verweigern oder sich nach den Verhältnissen der anderen auf dem Wechsel stehenden Personen oder Firmen erkundigen.

Der Zusammenhang zwischen dem Handel in Devisen und dem Gold wird durch die „Goldparität", den „Goldpunkt" hergestellt. Ist das Gold Waare, so kann ihr Werth auch nur durch Gold ausgedrückt werden; ein zwischen London und Berlin bestehender Goldwerthunterschied wäre an sich nicht denkbar; und doch giebt es Preisunterschiede. Die Transport- und die Umprägungskosten, außerdem Versicherungspesen und Zinsverluste lassen die Goldparität natürlich nicht unberührt. Das Pari wird genau berechnet nach der Größe des Betrages, der in den verschiedenen Ländern aus einem Kilogramm Gold gewonnen wird. So stellt sich das Pari zwischen Deutschland und England auf 20,4295 Mark für 1 Pfund Sterling, zwischen Deutschland und Frankreich auf 81 Mark für 100 Francs, zwischen Deutschland und Oesterreich auf 85,10 Mark für 100 Kronen. Von einer Ueberschreitung des Goldpunktes spricht man, wenn die fremden Wechselkurse so hoch sind, daß der Vortheil räth, Gold zu exportiren, statt Devisen zu kaufen und zur Zahlung zu verwenden. Stehen die Kurse aber unter Pari, so wird Gold vom Ausland herangezogen.

Wer sich der schlimmen Wirkungen erinnert, die in Rußland, Oesterreich, Italien die Währungskrisen hatten, begreift leicht die Wichtigkeit des Devisenkurses und seiner Schwankungen. Niedriger Wechselkurs und schwankende Valuta schwächen den Kursstand und die Rentabilität der Börsenpapiere, die aus den betroffenen Ländern stammen; der Handelsverkehr bringt in solchen Ländern natürlich geringeren Gewinn als in anderen und die unvermeidliche Folge ist dann Umsatzschmälerung und Entwerthung der Exportaussichten. Leider kann das Bemühen, stabile Währungverhältnisse zu schaffen, durch die ungünstige Gestaltung der Handelsbilanz, deren Folge ein schlechter Wechselkurs ist, immer wieder gehemmt werden. Daß solches Risiko auch auf andere Weise entstehen kann, haben die Schreckenstage von San Franzisko wieder gezeigt. An der new-yorker Börse wurde sehr eifrig à la baisse in fremden Wechseln spekulirt, als man sich sagte, die ausländischen Versicherungsgesellschaften würden für den entstandenen Schaden viel Geld an die Union zu zahlen haben und deshalb sei ein starkes Devisenangebot zu erwarten. Da niedrige Wechselkurse Goldeinfuhr bedingen, wurde durch diese Baissespekulation den europäischen Geldmärkten Gold für Amerika entzogen. In ihrem Sinn hat also die Contremine auch in diesem Fall Gutes gewirkt und von schädlichem Terminhandel kann hier nicht die Rede sein. Die Vereinigten Staaten haben stets mehr Forderungen als Verpflichtungen ans Ausland; die Goldeinfuhr ist da also der normale Zustand und fraglich bleibt nur die Höhe des Goldimportes. Beim Urtheil über Wechselspekulationen ist aber auch zu erwägen, daß durch rege industrielle und geschäftliche Thätigkeit leicht Gegenforderungen des Auslandes entstehen, die der Deckung umfangreicher Baissеengagements in Devisen unter Umständen Schwierig-

keiten bereiten. Der Umfang des kalifornischen Verlustes läßt sich auch heute noch kaum übersehen. Wenn der Verlust, wie behauptet wird, nur 300 Millionen Dollars (den Werth einer Durchschnittsernte des Weizenlandes) betrüge, wäre er im Verhältniß zu dem riesigen Nationalvermögen nicht allzu groß; doch bleibt zu bedenken, daß für die nächste Zeit auch die produktive Arbeit Kaliforniens gelähmt ist.

Die Vereinigten Staaten sind heute die Hauptlieferanten des Weltmarktes, ihre Wirthschaft ist also auch für den internationalen Zahlungverkehr von höchster Bedeutung. Leider ist ihr Geldwesen noch immer schlecht organisirt. Früher sorgten die Silbermänner des Westens für einen steten Goldabfluß, der Europa zwar die Erhaltung seiner Goldbestände sicherte, den Status der europäischen Guthaben in Amerika aber verschlechterte. Das Centrum des Goldverkehrs ist London, der einzige Markt, wo Gold im Handel als Waare gilt. Hier strömt das gelbe Metall aus aller Herren Ländern zusammen. Der Austausch der Zahlungmittel im internationalen Verkehr hängt natürlich von der Höhe der Forderungen und Verbindlichkeiten der Industrieländer ab. Da sich hier gewisse Perioden nachweisen lassen, so ist eine periodische Zu- oder Abnahme der Goldströmungen erkennbar. „Im Frühling", schreibt ein englischer Nationalökonom, „pflegt unser Handels- und Bankgeschäft mit der Welt eine uns günstige, im Herbst, wenn wir importiren und unseren Antheil an der Welternte bezahlen, eine ungünstige Bilanz zu zeigen; im Frühling bekommen, im Herbst verlieren wir gewöhnlich Gold." Und in Heiligenstadts Buch über die internationalen Goldbewegungen stehen die Sätze: „Als Weltgeld strömt das Gold von Westeuropa nach dem Osten, Südosten und Süden. Nach Rußland, Oesterreich-Ungarn und den Balkanländern geht es hauptsächlich für Getreide; nach Vorderasien, Egypten, Indien für Getreide, Baumwolle, Thee und Jute; nach Australien für Getreide und Wolle; nach Afrika für Wolle. Auch nach Westen und Südwesten strömt das Gold ab; nach den Vereinigten Staaten für Getreide, Baumwolle und Tabak; nach Central- und Südamerika für Kaffee, Kakao, Getreide und Wolle." Das wirksamste Argument gegen die Forderungen der Bimetallisten liefert eben die Thatsache, daß der Bezug der für das Leben wichtigsten Produkte auf der Anerkennung der Goldparität im internationalen Zahlungverkehr beruht. Getreide, Wolle und Baumwolle könnte man freilich zur Noth auch noch kaufen, wenn neben dem Golde das Silber internationales Zahlungmittel wäre; aber der geschäftliche Verkehr würde dann schwieriger und der Erwerb für den Unterhalt nothwendiger Erzeugnisse gewissen Käuferschichten beinahe unmöglich, weil eine Verminderung des Geldwerthes stets eine Vertheuerung der Waare bedingt.

Wechsel und Renten werden im internationalen Zahlungverkehr verschieden bewerthet; fremde Staatsfonds spielen da keine große Rolle. So nützlich es vielleicht wäre, wenn gute Anleihewerthe etwas mehr in den internationalen Verkehr kämen: Staatsrenten werden die Devisen nie verdrängen; schon weil die Kreditwürdigkeit des Einzelnen immer noch leichter festzustellen ist als die eines fernen Landes. Die Stetigkeit des Kurses wird nicht durch absolute Ruhe, sondern durch einen regelmäßigen Umlauf gesichert; ungünstig liegenden Papieren, wie den deutschen Anleihen, wäre die Heranziehung zum offiziellen Zahlungverkehr also nützlich. Ausreichenden Ersatz für Wechsel und Checks könnten Staatsfonds aber niemals bieten.

Ladon.

Notizbuch.

Für und wider die Pflicht, offene Verkaufsgeschäfte um acht Uhr abends zu schließen, wird abermals, namentlich in Berlin, eifrig agitirt. Wörishoffer, der beste Fabrikinspektor, den Deutschland hatte, und das sachkundigste Mitglied der Reichskommission für Arbeiterstatistik, hat vor zehn Jahren hier ausführlich über das Thema gesprochen. Einiges von Dem, was er gesagt hat, will ich heute wiederholen; weil es noch immer nicht unzeitgemäß ist. „Die Statistik hat auch in den offenen Ladengeschäften außergewöhnlich lange Arbeitzeiten in großer Zahl ergeben. In 45,5 Prozent der Geschäfte ist eine mehr als vierzehnstündige Ladenzeit üblich und 6,5 Prozent dieser Geschäfte sind über sechzehn Stunden täglich offen. Dem entspricht die Arbeitzeit; sie ist oft sehr lang. In 33,9 Prozent der Geschäfte haben die Lehrlinge mehr als fünfzehn, in 8 Prozent mehr als sechzehn Stunden Arbeitzeit. Und dabei klagt man noch über die mangelhafte Fortbildung der kaufmännischen Lehrlinge. Die Länge der Arbeitzeit hindert sie ja, sich in ihrem Berufe weiter zu bilden, was doch schon deshalb dringend nöthig wäre, weil die Lehrzeit in sehr jugendlichem Alter beginnt. Also auch im Handelsgewerbe ergaben sich Mißstände verschiedener Art. Daß damit Gesundheitschädigungen verbunden waren, lehrten ärztliche Gutachten, zeigte auch dem Laien die Thatsache der übermäßigen Arbeitzeiten; dabei ist noch zu bedenken, daß in vielen Geschäften dem Personal nicht gestattet ist, sich zu setzen, einerlei, ob Kunden im Laden sind oder nicht. Die umfangreichen und sorgsamen Erhebungen gaben uns die bestimmte Ueberzeugung, daß die Achtuhr-Schlußstunde eine Beeinträchtigung des Konsums nicht herbeiführen wird. Das zum Leben Nothwendige muß unter allen Umständen gekauft werden. Das kann zweifellos vor acht Uhr abends geschehen. Daß auch die Arbeiterbevölkerung sich danach richten kann, hat die Vernehmung der Auskunftpersonen ergeben. Kleider und Luxusgegenstände werden ohnehin nicht nach acht Uhr abends gekauft. Höchstens könnte Das zu einem kleinen Theil von den Cigarren behauptet und hieraus mit einem Schein von Berechtigung die Möglichkeit einer Verminderung des Konsums abgeleitet werden. Jeder Raucher ist aber, auch nach Aeußerung der Auskunftpersonen, so sehr an eine bestimmte Sorte gewöhnt, daß er schon rechtzeitig dafür sorgen wird, sie einkaufen zu können. Als zweiter Grund gegen den Achtuhrschluß wurde geltend gemacht, die Arbeiterbevölkerung könne dann am Abend nicht mehr das für ihre Bedürfnisse Nöthige kaufen. Diese Annahme ist unbegründet. Selbst wenn der frühere Ladenschluß den Arbeitern aber einige Unbequemlichkeiten brächte, würden sie nicht darüber klagen. Sie leiden selbst unter übermäßiger Arbeitzeit und haben daher Verständniß für die Nothwendigkeit, im Allgemeinen die Arbeitzeit zu verkürzen. Die Arbeiter, ihre Vertretungen und ihre Presse haben denn auch nie die Befürchtung ausgesprochen, der Achtuhrschluß könne ihre Interessen schädigen. Von den Hauptbetheiligten, Prinzipalen und Gehilfen, ist häufig gesagt worden, daß sie eine solche Regelung der Geschäftszeit wie eine Erlösung begrüßen würden. Man sei dann nicht mehr genöthigt, lediglich aus Konkurrenzrücksichten wegen eines oft nur minimalen Absatzes die Läden in den Abendstunden offen zu halten und auf ein Familienleben fast völlig zu verzichten. Befürchten muß man immer nur, daß viele mit dem Plan Einverstandene aus Bequemlichkeit schweigen. Thun sies und lassen sie, wie es in ähnlichen Fällen oft geschieht, nur die Minorität der nicht Einverstandenen zum Wort kommen, dann dürfen sie sich nicht beklagen, wenn der Regelungversuch schließlich scheitert." Gescheitert ist er damals nicht; hat aber auch nicht bis ans Ziel geführt. Seit sechs Jahren bestimmt die Reichsgewerbeordnung, daß jede offene Ver-

kaufsstelle von neun Uhr abends bis fünf Uhr morgens für den geschäftlichen Verkehr geschlossen sein muß; beim Ladenschluß anwesende Kunden dürfen aber noch bedient werden. An höchstens vierzig (von der Ortspolizei zu bestimmenden) Tagen dürfen die Läden bis zehn Uhr offen bleiben. Ein Drittel der betheiligten Geschäftsinhaber kann in einer Gemeinde eine Abstimmung darüber bewirken, ob die Läden um acht oder um neun Uhr abends geschlossen, um fünf oder um sieben Uhr früh geöffnet werden sollen. Was zwei Drittel beschließen, hat zu gelten. Solche Abstimmung steht uns in Berlin jetzt bevor; und ihr Ergebniß wird für das ganze Reich wichtig werden. Wir wollen hoffen, daß Wörishoffers Mahnung gehört wird und die Hauptinteressenten, die für den früheren Ladenschluß sind, nicht wieder aus Bequemlichkeit schweigen. Dann werden die Ladenverkäufer nach Acht künftig Ruhe haben und der gehätschelte Konsument wird nicht darunter leiden.

* * *

Noch ein sozialpolitisches Thema. Fräulein Helene Simon schreibt mir:

„Im Interesse der Sache eine kurze Antwort auf die im letzten Juniheft der ‚Zukunft' mitgetheilten Aeußerungen eines Konfektionärs über meinen Artikel ‚Heimarbeiterschutz'. Ich sage in Bezug auf die Angriffe, deren Gegenstand die Heimarbeit-Ausstellung war: Gegenbeweise wurden (nicht: werden, wie der Briefschreiber irrthümlich bemerkt) nicht erbracht. Sie wurden in der That bisher nicht erbracht. Nicht vor der Oeffentlichkeit. Sobald sie vorliegen, wird ihr Werth zu prüfen sein. Unter Einfügung in die Krankenversicherung ist natürlich zu verstehen: Ausdehnung der obligatorischen reichsgesetzlichen Versicherung auf das ganze Gebiet der Hausindustrie, statt der heute für ‚Hausgewerbetreibende' geltenden fakultativen, in das Belieben der Gemeinden gestellten Krankenversicherung. Von den übrigen Einzelheiten sei hier nur eine herausgegriffen: die Angabe, daß der Heimarbeiter ‚arbeiten kann, wie es ihm paßt und, da zu Hause bekanntlich mehr geleistet wird, auch mehr verdient als der Fabrik- und Werkstättenarbeiter.' Davon ist richtig, daß allerdings die Arbeitzeit des Heimarbeiters keine die Gesundheit schützende Grenze kennt, daß kein Gesetz ihm Einhalt gebietet, wenn er die Nacht, die Sonn- und Feiertage zu Hilfe nimmt. Das ist eine der Thatsachen, die die Löhne ‚von selbst reguliren.' Das heißt: ständig drücken. Aehnlich verhält es sich mit allen anderen Einwänden. Wer sie prüfen will, sei auf meinen am dritten Februar 1906 in der ‚Zukunft' veröffentlichten Artikel über die Heimarbeit und auf die amtlichen und literarischen Feststellungen der in der Konfektion herrschenden Zustände hingewiesen. Noch sei bemerkt, daß ich nicht den Kaufmann angreife, sondern ein System, das auf die Dauer jeden daran betheiligten Stand schädigen muß." Nun wollen wir abwarten, was der Bundesrath vorschlägt.

* * *

Thatsachen des Lebens, schreibt mir ein Leser, sind lehrreicher als Theorien. Manche Eltern unterrichten heute ihre Kinder selbst, weil die Schule ihrem Anspruch nicht genügt. Die Erfahrungen, die dabei gemacht werden, müßten gesammelt werden. Einen Blick in die Empfindungen eines Vaters, der noch mitten in solchem Versuch steht, gewährt der Brief, den ich mit Erlaubniß des Schreibers hier veröffentliche. Dieser Vater hatte seinen Buben nach den ersten drei Jahren aus der Schule genommen und seitdem selbst unterrichtet. Am Schluß einer Debatte, die sich darüber zwischen uns entsponnen hatte, schrieb er mir: „Ein Hoheprieſter, wie Du mich in Deinem letzten Brief nennst, bin ich durchaus nicht. Hoheprieſter: Das setzt eine Hierarchie mit äußeren Rangstufen voraus; die haben wir nicht im Reich des Geistes; bleibt also der Prieſter. Gegen dieses Wort habe ich eine persönliche Antipathie. Prieſter von Beruf waren möglich, so lange es Tröstung- und

Erziehungmittel gab, die im Jenseits mündeten; seit die ewige Seligkeit hienieden geschaffen werden muß, sollten Menschen von gutem Geschmack den Namen Priester nicht mehr anwenden. Die Gabe, erhöhend auf Menschen einzuwirken, ist mir leider versagt; ich brauche nur in den Spiegel zu schauen, um über den Gedanken zu lachen, dieses Gesicht sei das eines Priesters. Meine Fassade ist keines Tempels Fassade. Ich fühle nur den Beruf, meinen Buben zu einem Menschen zu machen, der wenigstens so richtig aufwächst wie ein Baum, der Luft, Wärme, Licht und Wasser je nach Bedarf erhält. Ich möchte, daß er keine Antwort bekommt, bevor er fragte, und daß er wahrhafte Antworten bekommt, wenn er fragt; daß er nicht in den frischesten Jahren seines Lebens die Natur nur in den ‚Ferien' kennen lernt und nicht um der schön ausgestatteten Schulzimmer willen zwölf Jahre lang um jeden Frühling und Herbst in freier Natur betrogen werde; daß er früher lernt, Steine mit eigenen nackten Füßen zu treten und Felsen zu erklettern, als ‚Mineralien' im Kabinet zu bewundern, daß er unausgestopfte Thiere kennen, auch fangen, beobachten und behandeln lernt und früher Wiesen riecht als Herbarien; kurz, daß er Steine, Thiere, Pflanzen so ‚unmethodisch' und in solcher Unordnung in sein Kinderherz aufnimmt, wie die Mutter Natur selbst sie hingelegt hat, und unsere armen Ordnungversuche, die wir Naturwissenschaften nennen, erst dann kennen lernt, wenn ihn die Ueberfülle des genossenen, kindlich geliebten und ehrfürchtig angestaunten Reichthums drängt, nach Schubfächern für dessen Einordnung zu fragen. Dann wird er wohl auch diese Schubfächer gründlich und ernsthaft anschauen und ihre Klugheit und Feinheit begreifen, zugleich mit den Grenzen dieser Feinheit, weil er ja nun das organische Material kennt, das hinein sollte und das überall doch über die geraden Kanten hinausquillt. Ich möchte ferner, daß er von der Geschichte im Knabenalter nur erfährt, was Goethe heroische Geschichte nannte und ich plutarchische nennen möchte, und daß er die plutarchischen Großthaten, auch wenn sie im neunzehnten Jahrhundert geleistet worden sind, schon als Knabe verstehen lernt, damit er sich nicht zu denken gewöhne, das Leben für die Plutarche sei unmodern und vorbei; und daß er erst viel später, wenn er einmal reif ist, wenn seine eigene Energie sich also an großen Vorbildern aufgerankt hat und stammfest geworden ist, das Antlitz der Klio, dann aber genau und ohne Schminke, zu sehen bekommt. Ich möchte, daß seine Seele nicht täglich durch Schulwissen systematisch deflorirt werde. Jetzt, in seinem zehnten Lebensjahr, arbeitet er mit mir täglich nicht mehr als zwei Stunden, die aber mit Aufbietung seiner ganzen Energie; und ich glaube, er wird später nicht weniger, sondern mehr wirkliche Arbeit zu leisten haben und zu leisten vermögen als seine Altersgenossen in der Schule, jedoch ohne Ueberbürdung. In diesen Jahren aber ist es mir gerade recht, daß er den größten Theil des Tages im Sommer barfuß auf Feldern und Wäldern sich müde tanzt und springt, in alle Vogelnester schaut und abends mit einem Seufzer einschläft: ‚Das war ein schöner Tag! Was für ein herrliches junges Thier ein gesundes Kind ohne Schulernst, Schuldrill und Schulangst sein kann, weiß man in Deutschland kaum noch. Daß mein Bub bei dieser Freiheit und Fröhlichkeit kein bloßer Spaßvogel wird, daß er in seinen Eltern, ahnend und fraglos, aber verehrend, Ernst genug findet, entdeckt und begreift, um zu verstehen, daß es im Leben vieles Ernste, vielleicht gar Bitterernste giebt, dafür, hoffe ich, ist gesorgt; und ich glaube, Dies ist das sicherste Mittel, um das Keimlein von Religion, das in ihm ist, mit ihm zusammen groß und stark werden zu lassen. Mein Bub ist das fröhlichste Kind, das ich bis jetzt kennen gelernt habe, und religiös so nüchtern, wie seinem Alter natürlich ist; aber Du solltest hören, wie fromm er jeden Mittag betet: ‚Gott speis' und tröst' all armen Kind', die auf dieser Erde sind, an Leib und Seele. Amen!' (dies Gebet habe

ich bei Pestalozzi gefunden, nicht in der Bibel) und abends: ‚Kranken Herzen sende Ruh, nasse Auge schließe zu!‘ Die Gelegenheiten, die das Leben täglich gab, zu solchen Textesworten den Kommentar zu liefern, habe ich ihn ruhig sehen lassen, so weit ein Kind sie sehen konnte und durfte, habe nie davon ein Wort gesprochen, aber er hat eine Ahnung davon, daß manchmal auch Menschen nasse Augen trocknen und daß der Kampf mit dem Ernsten und Traurigen in Thaten besteht. In seiner Nüchternheit, die nichts als Kraftgefühl und Ehrlichkeit ist, ist er zugleich zart geworden. Er glüht von dem Gedanken an Jagd und ist gütig gegen jedes kleinste Thier auf dem Felde; er träumt von Kriegen und Schlachten und Indianern und nimmt alten Weiblein im Dorf den zu schweren Sack ab. Daß Solches möglich sei, habe ich vorher nicht gewußt. Ich ließ nur den Baum wachsen und hielt ihm, so gut ichs verstand, Schäden fern. Was ich bis jetzt erreicht habe, wäre nicht lange zu retten gewesen, wenn ich den Knaben weiter in der Schule gelassen hätte, denn durch den Einfluß der Kameraden, die alle unschuldig daran sind, kamen nur kleinliche oder Scheininteressen in seine Seele. Darum habe ich ihn aus der Schule genommen. Da gabs gar kein Zaudern; um einer Seele zu retten, daß sie nach ihrer eigenen Art weiter wachse, kann kein Opfer falsch oder zu groß sein. Ich wollte den Buben als meinen Buben behalten, der vom Vater Antworten auf Lebensfragen empfängt und nicht von einem Herrn, den ich nicht kenne und den weder ich noch der Bub erwählt habe. Zu jedem Lehrer, der sein Fach besser versteht als ich, im Zeichnen, im Fechten, in höherer Mathematik oder was es sei, will ich ihn gern schicken, aber vor ‚Erziehern‘ will ich ihn schützen, weil ich meine, daß er an seinen zwei Eltern genug hat und daß deren defensives Erziehen ausreicht. Ich fühle schmerzlich, wie wenig ich durch meine Vergangenheit für diese Aufgabe vorbereitet war. Was mich tröstet, ist die Entdeckung: auch das Erziehen erzieht. Die Arbeit, die ich an mir zu thun habe, wird nicht ganz verloren sein. Auch wenn sie in Vielem mißlingt, ist doch mein Versuch, mich zur Naturgemäßheit zurückzufinden, meine Verbildung zu einer wahren Bildung zu machen, typisch für die Aufgabe, die unserer Generation gestellt ist, und kann deshalb auch diesem oder jenem Mitmenschen lehrreich werden.“

* * *

Die schöne Michaeliskirche in Hamburg ist vom Feuer zerstört worden. Gar so alt war sie nicht. Wurde 1762 fertig, war also viel jünger als die Katharinen- und die Jakobi-Kirche der Hansestadt. Stand aber so würdig, so schlicht gebietend auf ihren vier Riesenpfeilern. Und gehörte zum hamburgischen Stadtbild wie zum venezianischen der Kampanile. Vom höchsten Punkte des Stadtgeländes ragte sie himmelan und anderthalb Jahrhunderte lang rief ihre Glocke die Mühsäligen aus der Tiefe. Jedem, der Hamburg liebt, wird sie fehlen. Die alten Wahrzeichen sinken in Asche oder zerbröckeln und Gräuelmale entstehen an ihrer Stelle. Wie wird das deutsche Land ums Jahr 1950 aussehen?

* * *

Die Kronprinzessin hat ihrem Mann einen Knaben geboren. „Eine denkwürdige Stunde, die Dem das Weltlicht zu schauen gab, auf der dereinst den ganze Glanz, aber auch die ungeheure Bürde einer Kaiserkrone herniedersinken soll, der Millionen waffenfroher Männer gebieten und der Geschichte für die Wahrung der deutschen Ehre verantwortlich sein wird! Das deutsche Volk fühlt das Familienglück am Thron wie ein eigenstes, persönlichstes Glück! Seine Gedanken gehören heute dem fürstlichen Knäblein im Marmorpalais, das von der Vorsehung zu so Wichtigem ausersehen ist. Möge in ihm Etwas von der genialen Art des großen Friedrich leben, möge ihn der stille Seelenadel Wilhelms des Ersten erfüllen und möge auf ihn auch die Ritterlichkeit seines kaiserlichen

Großvaters übergehen, von dem mit Recht gesagt worden ist, er habe der monarchischen Idee einen neuen Inhalt, neue Blüthe gegeben". (Tägliche Rundschau.) „Das frohe Ereigniß ist in allen Schichten der berliner Bevölkerung mit großer Freude begrüßt worden. Der Deutsche Kaiser wird in der Fremde Kunde erhalten von den Glückwünschen, die ihm vom Landtag, von der Bürgerschaft, von weiten Kreisen des Volkes entgegengebracht werden. Und er wird daraus aufs Neue ersehen, daß sich ein festes Band der Treue schlingt um die Nation und das Haus Hohenzollern". (Vossische Zeitung.) In beiden Blättern wurde von dem Kanonendonner erzählt, „der heute vom altersgrauen Königsschloß her die Luft erzittern ließ." Als die Blätter gelesen wurden, war noch kein Schuß abgefeuert worden. „In der Reichshauptstadt wurde die frohe Nachricht mit jener herzlichen Freude aufgenommen, welche die Bevölkerung allen glücklichen Ereignissen ihres Kaiserhauses entgegenbringt. Es war wie an den Tagen der großen nationalen Feiern. Einer theilte die frohe Botschaft dem Anderen mit und auf den Gesichtern malte sich die Befriedigung, daß die Reihe der Hohenzollernherrscher um einen neuen Sprossen vermehrt ward. Einer unserer reimkundigen Leser hat dem neugeborenen Prinzen die folgenden Verse gewidmet: Ach, Alles wird uns jetzt vertheuert und Alles wird uns streng versteuert: Fahrkarten, Bier und Cigaretten, selbst im Theater die Billetten. Die Theurung ist nicht zu beschreiben! Nur Eines soll uns theuer bleiben. Das ist (ich schrei mich freudig heiser) der neugeborene künftge Kaiser!" (Lokalanzeiger.) Schade, daß all solche Artikel ohne innere Theilnahme, nach einem längst bestimmten Schema, geschrieben werden. Ich hatte in den Vormittagsstunden des Geburtstages an Brennpunkten des berliner Lebens zu thun, habe von dem unermeßlichen Jubel und den strahlenden Gesichtern aber nichts bemerkt. In einem dicht besetzten Straßenbahnwagen, den ich drei Viertelstunden benutzen mußte, sprach kein Mensch von der Geburt des Prinzen. Die Nachricht, daß Alles gut gegangen, Mutter und Kind gesund sei, hat sicher Viele gefreut; zu Jubelexzessen, wie die Zeitungen sie melden, fehlt dem mit sich, seiner Arbeit, seines Lebens Last Beschäftigten schon die Zeit. Einfach und anständig war der Glückwunsch, den das Militärwochenblatt brachte: „Möge der junge Prinz, der, so Gott es will, dereinst die Kaiser- und Königskrone tragen wird, gesund und fröhlich heranwachsen, zur Freude seiner Eltern und Großeltern, möge dann sein Leben nach alter Hohenzollerntradition der Pflicht und dem Vaterland gewidmet sein und diesem zu reichem Segen werden!" Das ist preußisch, nicht byzantinisch. Den Preußenton hatte auch der Brief, den der alte Wilhelm am zehnten Mai 1882, als dem Prinzen Wilhelm der erste Sohn geboren war, an Bismarck schrieb: „Für Ihre lieben Wünsche bei der Geburt meines Urenkels sage ich Ihnen meinen herzlichsten Dank. Dies so glückliche Familien-Ereigniß ist aber auch geschichtlich von hoher Wichtigkeit. Denn wenn die Vorsehung dem kleinen Ankömmling Leben und Gedeihen schenkt, so ist seine Zukunft eine bestimmte; und somit wären meine drei Nachfolger in der Krone lebend vor mir! Ein mächtiger Gedanke! Weniger erfreulich sind Ihre Mittheilungen über Ihren Gesundheits-Zustand, die ich aufrichtig bedaure in jeder Hinsicht. Denn Ihre Anwesenheit wäre so wichtig in den nächsten sehr ernsten Vorgängen im Reichstag. Wenngleich in der öffentlichen Meinung sich ein bedeutender Umschwung in der Monopolfrage zu[illegible] retten oder wenigstens für das nächste Jahr weiter sich verarbeiten lassen. Der Landtag, der morgen also geschlossen wird, ist im Ganzen viel besser verlaufen, als man erwarten konnte; aber freilich sind die letzten Tage seines Bestehens recht unerfreulich gewesen. Die englisch-irische Frage und die französisch-egyptische sind les points noirs du mo-

ment! Daß der Kaiser A. (Alexander) endlich Giers ernannt hat und nach heutigem Télégramme er den Chitrowo (russischen Generalkonsul in Bulgarien) auf des Fürsten von Bulgarien heftiges Drängen abberufen hat, sowie die Ernennung der Fürstin Kotschubey zur Oberhofmeisterin sind die ersten Lichtpunkte seit einem Jahr in dem russischen Chaos. Aber Ignatief?! Nun, ich hoffe, auf baldiges Wiedersehn. Ihr dankbarer König Wilhelm." Wie fern liegt uns das Alles! Eine französisch-egyptische Frage giebt es nicht mehr, eine englisch-irische kaum noch. Rußland hat uns an anderes Chaos gewöhnt, als das vom Lenz 1882 war. Und das Branntweinmonopol hat auch Bismarck, trotzdem er pünktlich in den Reichstag kam, nicht zu retten vermocht. Der kleine Ankömmling aber, den der Urahn so herzlich begrüßte, war sechs Jahre danach schon Kronprinz von Preußen und des Deutschen Reiches. Wer denkt heute noch an den russisch-bulgarischen Hader? Nicht allzu Viele bekümmern sich ja sogar um die nicht unbeträchtliche Thatsache, daß Wilhelm der Zweite seit dem vierten Juli nun Großpapa ist.

* * *

Das ist eine Etape. Der impulsive, der jugendliche Monarch: Das geht nun nicht mehr. In den letzten Junitagen lasen wir, der Herzog von Connaught habe mit seiner Frau an Bord einer Dampfyacht die holtenauer Schleuße passirt und sei auf demselben Weg aus der Ostsee zurückgekehrt, als der Kaiser im kieler Hafen war. „Der Herzog ließ ohne Gruß und Meldung auf die Schleuße zusteuern, um unbemerkt in den Kanal zu kommen. Durch die Funkspruchstation des bülker Leuchtthurms war aber dem Kaiser bereits von dem Nahen des wenig höflichen Herzogs Meldung gemacht worden, als dessen Yacht noch in der Ostsee dampfte. Als sie herankam, ließ sich der Kaiser an Bord des ‚Sleipner' schnell übersetzen und stand, ehe der Engländer noch die Schleußenkammer verlassen konnte, schon an Deck der Yacht und begrüßte das völlig verdutzte Herzogspaar, das über diesen Besuch um so weniger erfreut gewesen sein mag, als der Kaiser dessen Zweck recht deutlich zum Ausdruck gebracht haben soll". Die Geschichte machte nicht gerade erfreuliches Aufsehen. Sei aber, sagten die Offiziösen, nicht schlimm; denn zwischen Kaiser und Herzog herrsche solche Intimität, daß üble Folgen nicht zu fürchten seien. Eine merkwürdige Schwichtigungmethode. Die Herren sind einander intim befreundet: und doch will der Jüngere den Aelteren, den er nach langer Trennung trifft, nicht sehen und muß erst gezwungen werden, dessen Gruß zu erwidern. Warum ließ man den Briten nicht laufen, wenn er, wie sein gutes Recht ist, unbeachtet in die Nordsee kommen wollte? Früher hätten wir gelesen, der übermüthige Einfall des impulsiven Monarchen sei nicht als Staatsaktion zu nehmen; einst im Mai noch. Jetzt aber ist der Deutsche Kaiser ein ergrauender Großpapa. Das ist eine Etape. Wenn mans auch nicht sofort merkt. Erinnert Ihr Euch an Mephistos Kaiser? „Als wir ihn unterhielten, ihm falschen Reichthum in die Hände spielten, da war die ganze Welt ihm feil. Denn jung ward ihm der Thron zu Theil und ihm beliebt' es, falsch zu schließen: es könne wohl zusammengehn und sei recht wünschenswerth und schön, regiren und zugleich genießen." Und an Faustens Idealmonarchen? „Wer befehlen soll, muß im Befehlen Seligkeit empfinden. Ihm ist die Brust von hohem Willen voll, doch, was er will, es darfs kein Mensch ergründen. Was er den Treusten in das Ohr geraunt, es ist gethan und alle Welt erstaunt." Zwei Typen, die heutzutage nur noch jung denkbar sind. Das Befehlen wird schließlich eben so langweilig wie das Genießen. Die Welt verlernt allmählich das Staunen und die Seligkeit weicht der Resignation, wenn man erst Enkel hat. Wilhelm, sagte Albert von Sachsen einmal, möchte immer das erste Wort sprechen; später wird er einsehen, daß mehr darauf ankommt, wer das letzte Wort spricht.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus
Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse
Wein-Restaurant Déjeuner à M. 2,—. Diners, Soupers von M. 3,— an, sowie à la carte
Bier-Restaurant Ausschank der Freih. v. Tucher'schen Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel
Beste Küche bei mässigen Preisen. *Fritz Otto.*

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für
Herz- und Nervenkranke
Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.
Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).
Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlicher Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Gesellschaftsreisen zur Weltausstellung in Mailand
anschliessend **Schweiz, Oberital. Seen, Gardasee, Venedig** alle 14 Tage, 14 u. 16 Tage Dauer, 310 u. 400 Mk. Alles einbegriffen. Programme kostenfrei. **Nordlandreisen, Bretagne u. Pyrenäenbäder, Brüssel-Paris** und andere Reisen.
Karl Riesel's Reisebureau, Berlin, Unter den Linden 57.

Selzer Laurenze & Co., Hofl.

Natürl. Mineralwasser.
Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.
= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.
General-Vertretung:
C. A. Gustavus Inh.: **A. Pause**, Schöneberger Ufer 23.
Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5346.
Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**

Kupferberg Gold zeichnet sich durch gediegene Qualität, vorzüglichen Geschmack, durch seine leichte Art und große Bekömmlichkeit aus, und gilt deshalb unter Kennern ohne weiteres als der beste deutsche Sect.

*

Protektor Se. Majestät der König v. Sachsen

DRITTE DEUTSCHE KUNST-GEWERBE-AUSSTELLUNG

DRESDEN 1906

12. MAI - 31. OKT.

»KUNST»KUNSTHANDWERK»KUNSTINDUSTRIE«

ILL. AUSSTELLUNGS-ZEITSCHRIFT D. D. BUCHHANDELS

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

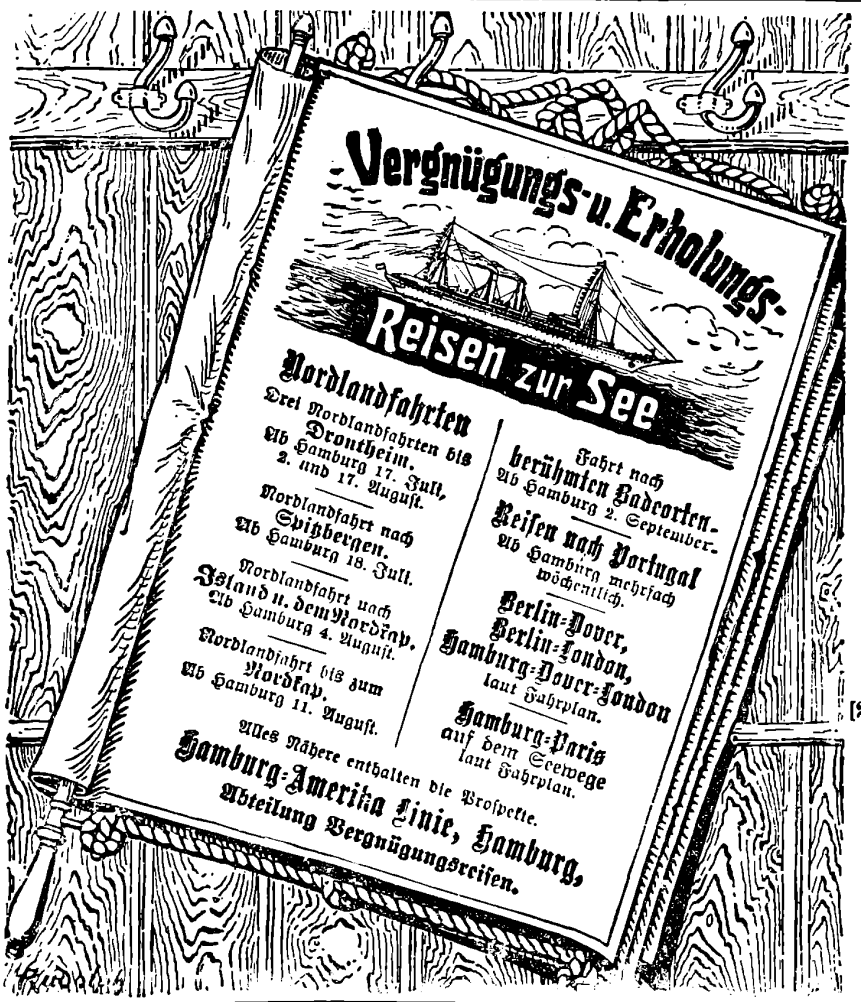
Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Ihre Sommerreise

sollten Sie nicht ohne «GRIEBEN'S REISE-FÜHRER» antreten. Ausführliche Verzeichnisse sendet kostenlos Ihre Buchhandlung oder der Verlag ALBERT GOLDSCHMIDT in BERLIN W. 62.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zeile 75 Pfg.



[223]

Prosp. und Kurbericht gratis.

Johannisbad Mustersanatorium nach Dr. Lahmann

Kuren m. giftfreien Pflanzensäften. Schönheitspflege. Behandlung chron. Leiden, besonders Frauenleiden.

3 Kurhäuser

Sanitätsrat Dr. Bilfinger. Dir. Johann Glau.

Eisenach 26

Frl. Dr. med. Szalkay (Östr. appr.)

Dr. Stadelmann's Klinik für Nervenkranke, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit, Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beanlagter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für **Zuckerkranke**

Dresden-Strehlen, Residenzstrasse Eigenes Laboratorium Näh. im Prospekt.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung **R. Piper & Co., München,** Josefplatz 7 betreffend:

F. M. Dostojewski's Sämtliche Werke in deutscher Sprache.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr Martin Zickel,** Friedrichstr. 236.
Täglich: Abends 8 Uhr.

Unsere Käte.

Sommerpreise: **Park.-Faut. Mk. 3.20.**

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: **Festsäle, Café u. Conditorei, gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.**
Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm.
Diners v 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.
Täglich: Doppel-Concert.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Arthur Schurig
Rétif de la Bretonne.
Aus dem Leben und den Büchern eines Erotomanen.
Mit 4 Illustr. **M. 1.20.**
Julius Eichenberg, Leipzig, Königstr. 21.

Patent Friedrichstr. 216 Berlin **bureau Arendt**

Komische Oper
Direktion: Hans Gregor.
Freitag, den 13., Sonnabend, den 14., Sonntag, den 15. und Montag, den 16. Juli, Abds. 8 Uhr.
Hoffmanns Erzählungen.
Weitere Tage siehe Anschlagsäule.

Metropol-Theater
Allabendlich 8 Uhr:
Auf, in's Metropol!
Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz in 9 Bildern von **Julius Freund**
Musik von **Victor Hollaender.**

Bender. **Giampietro.**
Josephi. **Steidl,**
Massary. **Lilly Walter.**

„Observer" Unternehmen für Zeitungsausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

Wie gewinnt man neue Lebensfreude? oder das **Sexual-Nerven-System des Menschen** und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.**

Wein-Restaurant. I. Ranges.
Otto Mamsch
Leipzigerstrasse 94.
Diners 1,50 Mk. Souper 2 Mk.

Restaurant* und *Bar Riche
Unter den Linden 27.
Dejeuners * Diners * Soupers
Täglich Concert bis morgens 4 Uhr
Weinhandlungs u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Bestellungen
auf die
Einbanddecke
zum 55. Bande der „Zukunft“
(Nr. 27—39. III. Quartal des XIV. Jahrgangs),
elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark **1.50** werden **von jeder Buchhandlung** od. **direkt** vom **Verlag der Zukunft, Berlin** SW. 48, **Wilhelmstr. 3a** entgegengenommen.

Fussschweiss auch Hand und Achselschweiss
sofort geruchlos und normal durch
„Miotan“
(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-Zusendung gegen **75 Pfg.** in Briefmarken. Echt einzig und allein bei **Max Arndt, Berlin C. 19, Seydelstr. 31a** am Spittelmkt.

Spielen Sie in der Lotterie?
Wenn ja, so haben wir Ihnen gratis eine hochwichtige Mitteilung zu machen, worüber Sie sicher erfreut sein werden. Postkarte genügt.
Wendels Verlag, Dresden. 30/57.

Das Nietzschebuch der Saison!!

Apollo oder Dionysos?
Kritische Studie über
Friedrich Nietzsche
Von **Ernest Seillière.**
Autoris. deutsche Ausgabe 317 Seiten Gr. 8° M. **7.—**, Lwb. M. **8.50**, Hfz. M. **9.—**. Ausführliches Verlagsverzeichnis gr. franko.
H. Barsdorf, Berlin W30. r.
Habsburgerstr. 10.

Photogr. Apparate
neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen
gegen bequeme Teilzahlungen
ohne Preiserhöhung.
Goerz Triëder Binocle,
Hensoldt's Dachprismen-Feldstecher,
Erstkl. Harmoniums.
Ill. Kataloge kostenfrei.
Schoenfeld & Co. Inhaber **Hermann Roscher,**
BERLIN SW. 11, Schöneberger Str. 9.

Niemand kaufe
wieder
Spielwaren
ohnen. d. letzt. Neuheiten v. Carl Brandt jr., Gössnitz S.-A. gefragt zu haben. In allen **bess.** Spielwaren-Geschäften erhältl.

Waldemar Stahlknecht
Neuhaldensleben
Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronce-Gefässe u. Blumenkübel
(in Terrakotta)
schiefergraue, geschliff. Fonds
Pol. plast. Goldornamente
Wasserdicht! Dauerhaft!
Erhältlich in den **Luxus**geschäften. **Wenn nicht** auch direct.

Heilstätte für Herzkranke
Dr. med. Tillis. **Berlin W.,** Tauenzienstrasse 19 b.
Prospekte frei.

Restaurant Hundekehle im Grunewald
Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der **Wein-Abteilung** in geschloss Räumen,
Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen **Original Pilsner — Weihenstephan — Berliner Bockbrauerei.**
Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet
Hermann Otto, Hoflieferant.

Dr. **Rumler'**sche

Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480

für **Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer** (und zwar **allgemeine** — des Gehirns und Rückenmarks — sowie **beschränkte,** auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) **Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Heilfaktoren ausgestattete Anstalt,** welche sich **so ausschliesslich** diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung **eigenartige, besonders wirksame** Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier **gerade für Neurastheniker** von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

Hannover

Dr. Kaufmann's **Sanatorium für Gallensteinleiden u. Stoffwechselkrankh.**

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. * Bewährte Methode. * Illustr. Prospekte.

Cabinet-Comet

Graeger-Sect

Gold & Silber

Zu beziehen durch die Weinhandlungen

Carl Graeger

Sect-Kellerei

Hochheim a. M.

Für Gesellschaft, Reise und Sport unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes

Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituoses Waschen überflüssig

Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u. Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Geschäftliche Mitteilungen.

Bilz' Naturheilanstalt, Radebeul-Dresden. Die Sommersaison in der Bilz'schen Naturheilanstalt, Radebeul-Dresden, hat wieder begonnen. Aus allen Ländern strömen die Erholungsbedürftigen herbei, um sich in diesem altrenommierten, in der paradiesisch schönen Lössnitz bei Dresden gelegenen Sanatorium zu erholen und zu kräftigen, resp. die Gesundheit wieder zu erlangen. Und tatsächlich sind in dieser Anstalt die Bedingungen hierfür gegeben: Gute reine Luft, Park- und Waldanlagen in unmittelbarer Nähe der Anstalt, die Anwendung aller moderner Heilfaktoren (Licht, Luft, Sonne, Wasser, Bäder, Güsse, Massage, Elektrizität, Diätet etc.) tragen dazu bei, um möglichst gute Kur-Resultate zu erzielen, während durch die nahe Residenz, die Ausflüge in die schöne Umgebung (Sächsische Schweiz) sowie den anregenden internationalen Verkehr für die Unterhaltung bestens Sorge getragen ist.

Bad Harzburg. Nach der Amtlichen Harzburger Fremdenliste Nr. 1 sind in Bad Harzburg bis 23. Mai d. J. 712 Kurgäste und 455 Passanten, insgesamt 1167 Personen bei Herzoglichem Badekommissariat angemeldet worden Die Frequenzziffer am gleichen Tage des vorigen Jahres betrug 1029 Personen. **Dommes,** Herzoglicher Bade-Kommissar.

Bad Salzschlirf, 2. Juni. Es sind bis jetzt über 1000 Kurgäste hier eingetroffen und 9168 Sool- und 1113 Moorbäder verabreicht. Die Eröffnung des neuen Badehotels erweist sich als eine besondere Notwendigkeit, da der Zugang von Fremden ein ganz erheblicherer ist, als im Vorjahre. Ab 4. Juni gastiert in Salzschlirf ein Theaterensemble, welches sich zum größten Teil aus Mitgliedern des Berliner Residenztheaters zusammensetzt; außerdem findet die Aufführung kleiner Operetten und Singspiele, sowie Balletts statt.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz

Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.

Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat **Dr. K. Benno.**

Dr. med. Hofmann's Kuranstalt für Herzkranke

BAD NAUHEIM, Bismarckstr. 1, gegenüb. d. staatl. Badehäusern.

Elektrotherapie, Hydrotherapie, Gymnastik, Massage, Diätetik, Röntgenlaboratorium etc. — Ambulante Behandlung. — Sanatorium.

Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann. Prosp. frei.

Schockethal bei Cassel.

Ideal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge. Märchenh. Lage Waldpk., Wassersport, Jagd. Prosp. Equip. Teleph. Dirig. Arzt: Dr. Schaumlöffel.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert **Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.**

Gold. u. silb. Medaille Paris 1900

500 M. Belohnung!

Sommersprossen, Gesichtspickel, Mitesser, Finnen, Pusteln, Runzeln, Falten, Haut- u. Nasenröte, unschöne Gesichts- u. Nasenform u. -Züge, Hautunreinigkeiten verschwinden nur durch meinen glänzend bewährten **Schönheitshersteller Pohli** schnell u. sicher. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Glänzende Dankschreiben. Frko. M. 4.— p. Nachnahme nur zu haben bei **Georg Pohl,** Versandhaus „Georheta", Berlin, Hohenstaufenstr. 69

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen - Deutsche Levante-Linie Hamburg.

Regelmässiger wöchentlicher Passagierdienst zwischen

MARSEILLE · GENUA · NEAPEL · PIRÄUS · SMYRNA · KONSTANTINOPEL · ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM

und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt zum Besuch der Sehenswürdigkeiten. Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u.a. wende man sich ausschliesslich an

Norddeutscher Lloyd, Bremen

oder dessen Agenturen.

A. JANDORF & Co.

Spittelmarkt. Belle Alliance-Strasse.

Grosse Frankfurter-Strasse. Brunnen-Strasse.

Sämtliche

Reise- und

Bade-Artikel

in grosser Auswahl

zu billigen Preisen

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: **Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.**

Abt. I: **Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.**
Abt. II: **Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittelungen, Creditauskünfte etc.**
Abt. III: **Incassi! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. im In- u. Ausland.**
Ununterbroch. Sprechzeit 8½—8, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

---

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGSDORF**

(nur Sand-Strand)

„KURHAUS"

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neuerbaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald. 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons. In der gr. Glashalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche. Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT
(Hotel „Der Kaiserhof", Berlin).

Hotel „Cecilie" Wiesbaden

und **Badhaus.**

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Die

Heizung

der

Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebsfertig.

Keine Bedienung erfordernd!

Von Autoritäten als die gesundeste Heizung anerkannt.

Elektrische Kryptol-Patronen-Oefen

Kryptol, G. m. b. H., Bremen.

Verlangen Sie Preisliste 110.

Bilz

Sanatorium „Schloss Lössnitz"
DRESDEN-RADEBEUL. 3 Aerzte.
Prospekt frei. **Das ganze Jahr geöffnet.**
Gute Heilerfolge. Herrliche Lage.

„Sanatorium Zackental"

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr. Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen, Vibrationsmassage, Inhalatorium nach Dr. Heryng. Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Beleuchtg. Romantische **windgeschützte, nebelfreie,** nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. **Ganzes Jahr geöffnet.** Näheres Dr. med. **Bartsch,** dirig. Arzt oder **Administration in Berlin S.W., Möckernstr. 118.**

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für **Nervenkranke** u **Entziehungskuren** Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med **Carl Adolf Passow.** **J. 55.**

Regelmässige
Schnell- u. Postdampfer-Verbindungen
von
BREMEN
nach
AMERIKA
New-York über Southampton-Cherbourg
LONDON PARIS
Baltimore-Galveston-Cuba
Süd-Amerika: Brasilien-La Plata
Mittelmeer. Aegypten
Ostasien-Australien
Specialprospecte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben
Norddeutscher Lloyd
Bremen

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin.